

Forum zur Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit

Erinnern für die Zukunft – Erinnerungskultur, Geschichtsdiidaktik

Beiträge vom 15. Häftlingstreffen in Bützow 2017



**FRIEDRICH
EBERT** 
STIFTUNG

lpB 
Landeszentrale
für politische Bildung


POLITISCHE MEMORIALI
Mecklenburg-Vorpommern


Die Landesbeauftragte
für Mecklenburg-Vorpommern
für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes
der ehemaligen DDR

Forum zur Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit – 15. Häftlingstreffen in Bützow

Erinnern für die Zukunft –

Erinnerungskultur und Geschichtsdidaktik

Die Foren zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte finden mit freundlicher Unterstützung der Stadt Bützow statt.

Impressum
ISBN: 978-3-96250-053-5

Herausgeber und Copyright:
Friedrich-Ebert-Stiftung
Landesbüro Mecklenburg-Vorpommern
Arsenalstraße 8
19053 Schwerin

Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern
Jägerweg 2
19053 Schwerin

Die Landesbeauftragte für Mecklenburg-Vorpommern
für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes
der ehemaligen DDR
Bleicherufer 7
19053 Schwerin

Politische Memoriale
Severinstraße 6
19055 Schwerin

Eine gewerbliche Nutzung der Broschüre ist ohne schriftliche Zustimmung durch die Herausgeber nicht gestattet. Die in der Publikation zum Ausdruck gebrachten Ansichten sind nicht notwendigerweise die der Herausgeber.

Redaktion:
Frederic Werner, FES MV

Redaktionelle Mitarbeit:
Rudolf Leppin, Karen Hundelhausen

Fotos:
Guido Poltersdorf, Charlotte Ortmann, Laura Wirsching

Gestaltung:
www.grafikagenten.de, Rostock

Druck:
Druckerei Weidner GmbH Rostock

Schwerin, Januar 2018

Forum zur Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit

Erinnern für die Zukunft – Erinnerungskultur und Geschichtsdidaktik

Beiträge vom 15. Häftlingstreffen in Bützow 2017

Inhalts

verzeichnis

- 08 Editorial **Frederic Werner**
- 12 Programmablauf
- 14 Grußwort **Katy Hoffmeister**
- 18 Grußwort **Christian Grüschow**
- 22 Zeitzeugen und Emotionen. Chancen und Risiken für das historische Lernen im 21. Jahrhundert **Juliane Brauer**
- 34 Erinnerungskultur – Was bleibt von der Vergangenheit oder Wovon zeugt der Zeitzeuge? **Martin Sabrow**
- 48 Die Zukunft der Erinnerungskultur. Die Debatte um das geplante Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin **Leonie Beiersdorf**
- 68 Zeitreisen: Zeitgeschichte und Zeitzeugen im Nordmagazin des NDR-Fernsehens **Siv Stippekoehl**
- 74 Oral History – Umgang mit Zeitzeugen **Anna von Arnim-Rosenthal**
- 80 Geschichte regional verankert – das „Biografienprojekt politisch Verfolgter in Mecklenburg 1945 bis 1989“ **Rahel Frank**
- 88 Das Projekt Zeitzeugenfilme von Christiane Baumann und Gerrit Ebner **Christiane Baumann, Gerrit Ebner**

Edito-

rial



Wir sind hoffentlich alle schon einmal in den Genuss eines „Zeitzeugengesprächs“ gekommen. Wenn wir Glück hatten, hatten wir einen guten Erzähler vor uns, der uns in seinen Bann gezogen hat. Wenn wir Glück hatten, war es eine Berichterstatlerin, bei der das, was sie uns berichtete, möglichst nah an dem war, was wirklich passiert ist.

In den 1980er Jahren ist es mehr und mehr aufgekommen, Personen als Zeugen ihrer Zeit aufzurufen und sie so zu einem bedeutenden Teil der Geschichtswahrnehmung und auch Interpretation werden zu lassen. Bei aller berechtigter Faszination für die „oral history“ wage ich zu behaupten, dass die Einordnung des subjektiven Charakters oft zu kurz gekommen ist.

Ich persönlich kann mich noch gut an Überlebende der Konzentrationslager erinnern, die uns mit der Wucht ihrer persönlichen Erinnerungen über das Unfassbare an den Rand des emotional Zumutbaren brachten. Ein prägendes Erlebnis. Ich erinnere dann jedoch auch an die getragene Atmosphäre, in der kaum Platz für Nachfragen blieb. Hier bekommt der Satz: „Weinen bildet nicht“ eine Art Schlüsselfunktion. Es geht nicht allein um die Betroffenheit. Eine Einordnung des Gehörten und die Aufarbeitung für sich selbst sind mindestens ebenso wichtig.

So erinnere ich mich auch an ein Zeitzeugengespräch meiner Klasse mit Markus Wolf, dem langjährigen Leiter des Auslandsnachrichtendienstes im Ministerium für Staatssicherheit der DDR, in der Mitte der 90er Jahre. Organisiert von einem Radiosender trafen dort eine west- und ehemals ostdeutsche Klasse auf einen Meister der Verstellung. Obwohl wir gut vorbereitet waren, konnte dieses Gespräch nicht zur Erhellung der historischen Wahrheit beitragen. Viel eher haben wir am meisten darüber gelernt, wie weit weg die Lebenswelten und Ansichten unserer beiden Klassen waren.

Der Umgang mit Zeitzeugenschaft ist also keineswegs so einfach, wie es zunächst scheint. Es stellen sich Fragen: Wer darf ein Zeitzeuge sein? Wer zeugt für was? Welche Erwartungen gibt es an Zeitzeugen? Wie bereitet man ein Zeitzeugengespräch vor und nach? Und nicht zuletzt, was passiert, wenn es keine Zeitzeugen mehr gibt?

Auf dem 15. Forum zur Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit in Bützow haben wir uns das Thema „Erinnern für die Zukunft – Erinnerungskultur und Geschichtsdidaktik“ mit besonderem Blick auf die Zeitzeugen vorge-

nommen. Damit wollten wir die Stellung derjenigen herausstellen, die diese Veranstaltungen seit 15 Jahren mit ihren Erlebnissen und Eindrücken zum DDR-Unrecht zu einem ganz besonders intensiven Austausch machen. Auf der anderen Seite wollten wir die Zeitzeugenschaft auch noch einmal kritisch betrachten und so auch die Zukunftsfähigkeit der Zeitzeugenschaft herausarbeiten.

Mit konkreter Bezugnahme auf die DDR-Vergangenheit und Beispielen zum Umgang mit Zeitzeugengesprächen können die Veranstaltung und auch die vorliegende Broschüre ein wertvoller Bestandteil des Reflektionsprozesses über Gespräche mit Zeitzeugen und die Zukunft der Erinnerungskultur und Geschichtsdidaktik sein. Wir danken allen beteiligten Referent_innen und vor allem auch den Zeitzeugen, die sich darauf eingelassen haben.

Im Namen aller Veranstalter wünsche ich Ihnen auch mit dieser Broschüre eine angenehme und erkenntnisreiche Lektüre.

Frederic Werner, Friedrich-Ebert-Stiftung



Ehemalige politische Häftlinge des Bützower Gefängnisses beim dies-jährigen Forum **Guido Poltersdorf**

Seit 15 Jahren stehen die ehemaligen politischen Häftlinge der Justizvollzugsanstalt Bützow im Mittelpunkt des Forums zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte in Bützow. Die Veranstalter bedanken sich für das entgegengebrachte Vertrauen, für die gewährten Einsichten, die vielen bereichernden Diskussionen und berührenden Momente. Sie haben mit ihrer Teilnahme den Charakter dieses Veranstaltungsformats geprägt. Es ist uns Aufgabe ihre Erfahrungen für die nachfolgenden Generationen und alle Menschen zu bewahren, um die Bedeutung von Gerechtigkeit und Freiheit in einer demokratisch verfassten Gesellschaft hervorzuheben.

Programm

**Ablauf des 15. Forums zur Aufarbeitung
der DDR-Geschichte -**

Bützower Häftlingstreffens im Rathaus Bützow

Mittwoch, 27. September 2017

Begrüßung

Anne Drescher, Landesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen in MV

Grußworte

Katy Hoffmeister, Justizministerin M-V

Christian Grüschow, Bürgermeister der Stadt Bützow

Zeitzeugen und Emotionen – Chancen und Risiken für das historische Lernen im 21. Jahrhundert

Dr. Juliane Brauer, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin

Das DDR-Geschichtsformat beim NDR

Siv Stippekoehl, Redaktion Zeitreisen, NDR

Oral History - Umgang mit Zeitzeugen

Anna von Arnim-Rosenthal, Bundesstiftung Aufarbeitung

„Ob wir glauben oder nicht – warum uns die Reformation heute angeht“

Dr. Andreas von Maltzahn, Bischof im Sprengel Mecklenburg und Pommern

Donnerstag, 28. September 2017

Die Zukunft der Erinnerungskultur - Die Debatte um das Einheits-Denkmal in Berlin

Dr. Leonie Beiersdorf, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

Erinnerungskultur – Was bleibt von der Vergangenheit?

Prof. Dr. Martin Sabrow, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam

Präsentation zur DDR-Geschichte durch Schüler_innen des Gymnasiums

Zeitzeugengespräche

Vorstellung der anwesenden Zeitzeugen,

anschl. Gesprächsrunden der Schüler_innen mit den Zeitzeugen

Lesung aus „Die Lüge“

Uwe Kolbe

Freitag, 29. September 2017

Gelebte Geschichte. Projekt Erinnerungsbuch

Dr. Rahel Frank, Schwerin

„Gelebte Geschichte. Projekt Zeitzeugenfilme“

Christiane Baumann, Autorin, Berlin

Gedenkveranstaltung am Denkmal für die politischen Häftlinge in der DDR in den Bützower Gefängnissen

Andacht zum Gedenken, Pastorin Johanna Levetzow, musikalische Umrahmung: Musikschule Bützow

Grußwort

Justizministerin Katy Hoffmeister

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

das Bützower Häftlingstreffen findet zum 15. Mal statt.

Seit 15 Jahren setzen Sie mit dieser Veranstaltung Impulse für die Auseinandersetzung mit der Zeit der sowjetischen Besatzungszone und der DDR-Vergangenheit.

Gerade Sie, als ehemalige politische Häftlinge hier in Bützow, sind zum wichtigen Rückgrat der Erinnerungskultur, nicht nur in der Region, geworden. Jedes Jahr seit 2003 steht die Veranstaltung unter einem anderen Thema. Dieses Jahr ist die „Zukunft des Erinnerns“ zentraler Anknüpfungspunkt der Fachvorträge und der Diskussionsrunden.

Seit dem Ende der SED-Herrschaft sind bald 30 Jahre vergangen, doch die Geschichte will und soll nicht ruhen. Die Zeitzeugen der Vergangenheit leben unter uns. Sie sind es, meine sehr geehrten Damen und Herren, die am eigenen Leib spüren mussten, was Diktatur heißt. Sie sind es, die von Ihren Erinnerungen verfolgt werden.

Wir, besonders meine Generation und die nachfolgenden, bedürfen Ihrer Zeitzeugenberichte. Erinnern Sie uns und erwarten Sie mit Recht Anerkennung. Sie haben einen Anspruch darauf, dass sich die Gesellschaft öffentlich und angemessen mit dem Ihnen widerfahrenen Unrecht auseinandersetzt.

Demgegenüber werden Stimmen laut, dass irgendwann auch mal Schluss sein müsse, über die DDR-Vergangenheit zu reden. Die Menschen müssten endlich zur Ruhe kommen. Doch wer bestimmt eigentlich, ab wann man mit der Vergangenheit wie umgehen soll?

Ich denke, dass solange immer noch viele Opfer zum ersten Mal Hilfe und Beratung bei der Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes suchen, für Entspannung ohnehin kein Platz ist. 27 Jahre nach Ende der DDR ist das SED-Unrecht noch immer Thema. Die Zahlen bei mir im Justizministerium beweisen es.

Noch immer gehen monatlich rund 30 Anträge auf Rehabilitierung und auf

die so genannte SED-Opferrente ein. Ein Großteil mündet auch heute in Rehabilitierungsverfahren, bei denen es um die Anerkennung von politisch motivierten Benachteiligungen durch die DDR-Behörden und um Entschädigungsleistungen geht. In diesem Jahr werden wir dafür rund 7,6 Millionen Euro ausgeben. In Mecklenburg-Vorpommern wurden in den vergangenen 25 Jahren 12.700 Anträge nach dem Strafrechtlichen Rehabilitierungsgesetz gestellt, davon über 6.000 erfolgreich. Auch wurden ca. 12.900 Anträge auf Haftentschädigung und ca. 13.000 Anträge auf Ausgleich beruflicher Benachteiligungen für Opfer politischer Verfolgung gestellt. Darüber hinaus wurde über 5.300 Mal beantragt, dass rechtsstaatswidrige Verwaltungsentscheidungen aufgehoben werden. Was aber kann Rehabilitation leisten, wenn ein Mensch den Verhörmethoden und den Haftbedingungen in der ehemaligen DDR ausgesetzt war?



Ministerin Hoffmeister **Guido Poltersdorf**

Gerade die politisch Verfolgten waren einer „besonderen Behandlung“ ausgesetzt. Es ging um Zersetzung, das Selbstwertgefühl des Menschen zu untergraben, Angst, Panik, Verwirrung zu erzeugen, einen Verlust an Liebe und Geborgenheit hervorzurufen sowie Enttäuschung zu schüren. Kurzum, den Menschen in seiner Würde zu brechen. Deshalb ist die rechtliche Rehabilitation das eine.

Die öffentliche Aufarbeitung aber das andere und für jeden Betroffenen vielleicht das Wichtigere. Denn nur das Wissen der Gesellschaft um das über Jahrzehnte praktizierte Unrecht ermöglicht den Betroffenen ein diskriminierungsfreies Leben und uns anderen, vor allem den jungen Leuten, die Aufklärung über die Vergangenheit.

Nur wer die Vergangenheit kennt, kann verstehen, welch großes Glück und Geschenk es ist, in einem demokratischen Rechtsstaat zu leben mit Meinung und Pressefreiheit, Glaubensfreiheit, Reisefreiheit und allen elementaren Grund- und Menschenrechten.

Es ist daher nach wie vor wichtig, die Erinnerungskultur weiterzuentwickeln und Forderungen nach einem Schlussstrich entgegenzutreten. Den Unrechtscharakter des SED-Regimes hervorzuheben heißt aber nicht, in der DDR gelebtes Leben zu entwerten.

Ganz im Gegenteil. Es war ein Leben nach den Bedingungen eines Unrechtsstaates. Wo immer es ging, zog man sich ins Private in seinen kleinen Kosmos zurück, von dem man glaubte, allen Eingeweihten vertrauen zu können. Dass selbst dies nicht immer stimmte, ist durch die Einsicht in die Stasi-Akten tausendfach belegt.

Allein die öffentliche Aufarbeitung kann dafür sorgen, dass nicht vergessen wird und unsere Demokratie lebendig bleibt. Sie, die ehemaligen politischen Gefangenen, übernehmen dabei eine wichtige Aufgabe. Reden Sie über Ihre Geschichte! Klären Sie auf über die DDR-Diktatur, den DDR-Unrechtsstaat. Nur so können wir unsere gewonnene Freiheit verstehen, erleben und wahren.

Grußwort

Bürgermeister Christian Grüschow

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

die diesjährige Veranstaltung wird die Erinnerungskultur als auch die Geschichtsdidaktik in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen. Das Befragen von Zeitzeugen, die über Vergangenes, über Ihre Geschichte berichten, ist seit Dekaden eine gängige, teils auch umstrittene, weil mehr subjektive Form der Geschichtsforschung. Abgesehen von dem Methodenstreit erscheint die Oral History zumindest für den Geschichtsinteressierten ohne wissenschaftlichen Hintergrund als eine Möglichkeit, Geschichte lebendiger und authentischer, quasi „live“ zu erfahren – mit einem kommunikativen Charakter, der Zuhörer positiv anspricht. Zeitzeugen in der Oral History sind daher weniger als Quelle für Realgeschichte gefragt, sondern vielmehr als Quelle für die Verarbeitung von Geschichte, heute für die Vergangenheit und in kommenden Jahren für unsere Gegenwart.

Erinnern für die Zukunft. Am vergangenen Sonntag hat die sogenannte „Alternative für Deutschland“ (AfD) das von vielen Erwartete erreicht und zieht mit ca. 13% der abgegebenen Stimmen in den Deutschen Bundestag ein. Eine Partei, deren führende Köpfe das Holocaust-Mahnmal als Denkmal der Schande bezeichnen und einen Stolz auf Leistungen deutscher Soldaten im 2. Weltkrieg fordern, der durch die damalige NS-Regierung des sog. 3. Reiches begonnen wurde und ca. 60-70 Mio. Kriegsoffer forderte, hat im Bundesland Sachsen mit 27% die meisten Stimmen erhalten. Es ist vielsagend, dass diese erschreckenden Äußerungen der AfD-Spitzen zu Holocaust, „schön deutsche Städte“ und Aussagen, dass man „wieder stolz auf die Leistungen Hitlers sein müsse“, mehr als 5 Mio. Bürgerinnen und Bürger nicht davor abgeschreckt haben, dieser Partei ihre Stimme zu geben.

Vielmehr glaube ich, dass diffuses Unbehagen, die Angst vor der Zukunft, vor dem Fremden und Unbekannten und die Ungewissheit, wie elementare und zentrale gesellschaftliche Fragen von den politischen Vertretern unseres Landes gelöst werden, für einen Großteil der AfD-Wähler tatsächlich im Vordergrund stehen.

So finden einfache Antworten auf komplexe Themen dankbare Abnehmer, wie banal und unbegründet sie auch immer sein mögen. Die Versäumnisse der politischen Verantwortlichen, die Frustration vieler Enttäuschten und die dreiste wie berechnende Demagogie der AfD-Köpfe haben ein mehr

als angespanntes politisches Klima in Deutschland geschaffen, welches womöglich seinen Höhepunkt noch nicht erreicht hat.

„Erinnern für die Zukunft“ – die Headline für die kommenden drei Tage ist vor diesem Hintergrund nicht nur brandaktuell, nein, sie skizziert einen wichtigen Aspekt dessen, was dringend notwendig ist, um die politische Stabilität unseres Landes zu festigen und vielen Protestwählern die Angst vor der Zukunft zu nehmen, nämlich über die Vergangenheit sprechen, sie in der Gegenwart reflektieren und Schlüsse für die Zukunft ziehen.

Die Oral History als Teil der Erinnerungskultur kann deutlich aufzeigen, dass es zu allen Zeiten gesellschaftliche Herausforderungen und damit verbundene Ängste gab, deren Antworten eben nicht einfach aus dem Hut gezaubert werden konnten, wie es nicht wenige politisch Aktive im Wahlkampf suggerierten.

Sie kann aufzeigen, wie tragisch es enden kann, vollmundigen Versprechen ohne gesunde Skepsis zu folgen. Sie zeigt aber auch, dass es in ferner und naher Historie nicht selten mutige wie verantwortungsvolle Menschen gab, die engagiert Missstände ohne das Schielen auf die eigene politische Karriere erfolgreich angepackt und beseitigt haben.

Deutschlands Erinnerungskultur wird für unsere Gesellschaft nicht nur heute, sondern fortwährend ein zentrales wie differenziert betrachtetes Thema sein.

Wenn dieses Forum einen kleinen Beitrag dazu leistet, dass sich politische Gegner nicht mehr „jagen“, wie am Sonntag verlautet, sondern vielmehr überzeugen, und lösungs- wie demokratieorientiert an den Herausforderungen unserer Zeit arbeiten, und die jungen Wähler von morgen kritisch, aber dennoch optimistisch, tolerant und weltoffen ihr Leben angehen, dann ist Oral History „Erinnern für die Zukunft“.



Zeitzeugengespräch **Guido Poltersdorf**

Zeitzeugen und Emotionen

Chancen und Risiken

für das historische Lernen im 21. Jahrhundert

Juliane Brauer

Dr. Juliane Brauer studierte Geschichte und Musikwissenschaften an der HU-Berlin. Hatte u.a. eine Vertretungsprofessur Neuere und Zeitgeschichte und Didaktik der Geschichte an der Universität Erfurt inne und arbeitet heute als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung

Zeitzeugenschaft als aktuelles geschichtskulturelles Phänomen

Zeitzeugen_innen sind „in“. Gerade die Beschäftigung mit und Darstellung von DDR-Geschichte kann und möchte nicht auf Zeitzeugen verzichten. Das Netz ist voll mit einem fast unüberschaubaren Angebot an Zeitzeugenvermittlungsbörsen oder Zeitzeugenportals, auf denen digital bearbeitete Interviews- oder Interviewausschnitte abrufbar sind. Erst im Juli 2017 eröffnete die Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ihr Zeitzeugenportal.¹ Interessierte Lehrkräfte können sich in entsprechenden Handbüchern informieren² oder gleich eine der zahlreichen Handreichungen auf entsprechenden Webseiten zur Kenntnis nehmen.³ An Orten zur DDR-Geschichte sind die Zeitzeugen_innen elementarer Bestandteil der pädagogischen Angebote. Beispielhaft sei hier genannt die „Projektwerkstatt“ in der Potsdamer Gedenkstätte Lindenstraße, in der die Gespräche mit Zeitzeugen_innen und Schüler_innen in den Besuch der Ausstellung eingebunden sind. Doch braucht das Lernen über die Geschichte der DDR wirklich Zeitzeugen? Die Antwort ist ein beherztes „Ja!, aber“. Denn es gilt, einiges dabei zu bedenken.

Hinter dem Boom um die erzählten Erinnerungen steht die Überzeugung, dass die Begegnung mit Zeitzeugen das historische Lernen intensiver und nachhaltiger macht, dass die Berichte (sozusagen aus erster Hand) über das vergangene alltägliche Leben und Leiden heutigen Schüler_innen den Zugang zur Vergangenheit erleichtert und ihnen historische Sinnbildung eher ermögliche, als Quellentexte aus den entsprechenden Zeiten. Beobachtungen aus den letzten Jahrzehnten Bildungsarbeit mit „echten, leibhaftigen Zeitzeugen“ belegen den Enthusiasmus darüber, dass Geschichte „lebendig“ sein kann, „erlebt“ werden darf. Daraus resultierte auch das Bedürfnis, lebensgeschichtliche Interviews mit Zeitzeugen aufzuzeichnen, zu digitalisieren und für Unterrichtsettings aufzuarbeiten. Zeitzeugen, ob live oder digitalisiert, verbürgen in persona eine ferne Diktatur-Geschichte durch ihre eigenen Geschichten. Was geschieht, wenn niemand mehr persönlich bezeugen kann, dass diese Geschichte wirklich stattgefunden hat? Die Angst vor dem Ende der Zeitzeugengeneration trieb schon vor 30 Jahren (quasi mit ihrer Entdeckung) die damalige NS-Gedenkstättenpädagogik um. Im Ergebnis haben wir heute die Überzeugung, dass die natürliche Wirkungsmacht der Zeitzeugen digital eingefroren jederzeit beliebig abrufbar ist. Eine verlockende Vorstellung, wenn man bedenkt, welche Wirkung die Begegnung mit einem Zeitzeugen oder einer Zeitzeugin auf ihn/auf sie selber hatte.

Hinter den zahlreichen und vielfältigen Bildungsangeboten mit „echten“ oder digitalisierten Zeitzeugen steckt ein Trend, der insgesamt für heutige Geschichtskultur festzuhalten ist: Das zunehmende Bedürfnis nach Gefühlen, die Hoffnung, dass Geschichte spannender und das Lernen nachhaltiger über Emotionen sein könnte, die Idee, dass sich über Gefühle Vertrautheit und Nähe zur Vergangenheit und zu den historischen Akteuren herstellen ließe. Emotionen gelten als Brücke in die Vergangenheit. Genau diesen Gefühlsoptimismus gilt es zu hinterfragen, gerade wenn über Chancen und Risiken von Zeitzeugenschaft im historischen Lernen nachgedacht werden soll.

Der Zeitzeuge und die Zeitzeugin

Ein Zeuge, eine Zeugin der eigenen Zeit kann praktisch Jeder/Jede sein. Im deutschen Sprachraum ist der Begriff des Zeitzeugen und der Zeitzeugin jedoch eng verbunden mit der Geschichte des Nationalsozialismus und der DDR-Geschichte. Das Phänomen der Zeitzeugenschaft ist im Grunde noch gar nicht so alt. Erst in den 1980er Jahren traten Zeitzeugen_innen zunehmend in der Öffentlichkeit auf, zunächst in Fernsehdokumentationen, ab den 1990er Jahren auch als unverzichtbarer Partner in der Bildungsarbeit an NS-Gedenkstätten. Aus der Erfahrung der Aufarbeitung und Vermittlung der NS-Geschichte profitierten unmittelbar die Vermittlungsangebote zur Geschichte der DDR, in vielfacher Hinsicht. Für die Zeitzeugenschaft bedeutete das einen regelrechten Boom. Die (digitale) Omnipräsenz von Zeitzeugen_innen in der Öffentlichkeit und bei Bildungsangeboten führte aber auch zu einem signifikanten Wandel von Zeitzeugenschaft. Während zu Beginn der Zeitzeugenberichte eine „demokratische Gegenerzählung“ im Sinne einer „Geschichte von unten“ war, gilt er heute selbst als „Meistererzählung“, als „Beglaubigungsinstanz“ für spezifische Narrative.⁴ Das Bewusstsein darüber, dass es sich dabei immer um individuelle Erinnerungen handelt, die in die Lebensgeschichte des/der Zeitzeugen_innen eingebettet werden müssen, geht in diesen Instrumentalisierungsmaßnahmen der Zeitzeugenschaft häufig verloren.

Doch im Grunde sind Zeitzeugenberichte, ob „live“ erzählt, in digitalen Formaten verewigt, beziehungsweise in Textformen verschriftlicht nicht mehr und nicht weniger als andere historische Quellen. Dennoch: Zeitzeugen sind „echte Menschen“. Damit machen sie eben doch einen großen Unterschied im historischen Lernen zu anderen Quellen, wie Reden, Gesetzes-

texte oder Zeitungsberichte. Sie wirken als Menschen besonders vertraut, nah. Ihre Lebensgeschichte scheint besonders anschaulich. Es lässt sich mit den Menschen mitfeiern, mitleiden oder mitfreuen. Die Zeitzeugen_innen berichten von einer Dimension von Geschichte, die sich so nicht in anderen Quellen abbilden lässt. In ihrem Alltagserleben geht es ganz konkret um Ängste, ihre Enttäuschung oder Wut, vielleicht auch ihre Verzweiflung oder ihre Hoffnungen. Als Zuhörer_in lässt sich beobachten, wie sich in Mimik und Gestik der Zeitzeugen_innen das emotionale Erleben widerspiegelt. Man sieht, wie die Menschen mit ihren Erinnerungen umgehen und was die Erinnerungen mit den Menschen machen. Auch wenn Zeitzeugen_innen versuchen, nüchtern zu berichten – ihre Erzählungen sind per se hoch-emotional.

Genau darauf beruht auch der Boom der Zeitzeugenschaft im historischen Lernen. Man kann Zeitzeugen_innen das Potenzial unterstellen, einen emotionalen und individuellen Zugang zur Vergangenheit zu ermöglichen. Emotionen sind ein zentraler Bestandteil historischen Lernens. Sie lassen sich zum einen auf der Subjektebene finden. Das bedeutet, dass die Begegnung mit Geschichte zu Interesse, Irritation, Faszination, Neugierde oder auch Desinteresse, Langeweile beziehungsweise Abwehr bei den



Dr. Juliane Brauer hält Ihren Vortrag **Charlotte Ortman**

Schüler_innen führen kann. Zum anderen sind Emotionen Gegenstand historischen Lernens. Die Schüler_innen erfahren etwas über die Angst in einem Verhörraum der Stasi, die Hoffnung auf eine Ausreisebewilligung, die Verzweiflung, die Familie im anderen Teil Deutschlands nicht sehen zu dürfen, die Freude über ein „Westpaket“.⁵

Emotionen und historisches Lernen

Emotionen bieten Chancen, heutige Generationen für die Geschichte zu interessieren, gleichzeitig verbirgt sich dahinter aber auch eine Gefahr. Denn die Lernenden können zwar die Emotionen der historischen Akteure zur Kenntnis nehmen, es ist aber ein Irrtum anzunehmen, dass diese nacherlebbar oder nachfühlbar seien. Denn, so lautet der hauptsächliche Einwand aus der Perspektive der Emotionengeschichte, Gefühle haben keine Geschichte. Sie sind keine anthropologischen Konstanten, sondern verändern sich in Ausdruck, Objekt und Bewertung. Sie werden kulturell erlernt und sind wandelbar.⁶ Heutige Lernende können nicht diese Angst im Verhörraum nachempfinden, oder die Sehnsucht danach, das eigene Land zu verlassen. Sicherlich ist eine Annäherung an Angst, Freude und Hoffnung im Sinne des analogen Fühlens denkbar, aber nicht die „Zeitreise“ in das Herz und in den Kopf der historischen Akteure und Akteurinnen. Wir als Menschen der Jetztzeit teilen nicht den „Erfahrungsraum und den Erwartungshorizont“ vergangener Menschen, um hier prägnante historische Kategorien von Reinhart Koselleck aufzugreifen.⁷ Die Lernenden haben stattdessen ihr eigenes „mentales Gepäck“ mit dem sie den Zeitzeugenberichten lauschen und mit dem sie ihren Sinn daraus bilden. Das führt zu einem weiteren geschichtsdidaktischen Einwand. Historisches Lernen ist die Erfahrung des zeitlichen, kulturellen und geographischen Anderen, des Fremden, es ist eine Alteritätserfahrung. Die Zeitzeugenbegegnung baut jedoch häufig auf die Illusion des Gleichartigen, der Identitätserfahrung.

Die Aneignung von Geschichte, beziehungsweise die „historische Sinnbildungsleistung des Geschichtsbewußtseins“⁴⁸ findet im Modus der Imagination statt. Der Geschichtsdidaktiker Rudolf Schörken versteht die Imagination als „geistiges Vermögen“, das bei allen kognitiven Akten der Deutung, der Rezeption und der Rekonstruktion von Vergangenheit immer schon beteiligt ist. Damit rückt er sie nicht nur an den Anfang, sondern sogar in den „geheiligten Kern strenger geschichtswissenschaftlicher Verfahren“⁴⁹ Im Prozess der historischen Imagination wird „eine vorgestellte Welt mit

Leben erfüllt, also mit Figuren bevölkert, mit Lokalitäten versehen, mit Ereignissen und Handlungen, mit Zusammenhängen, Bedeutungen, mit Problemen und deren Lösung bestückt“. Das Vergegenwärtigen bedeutet ein „Vorstellbar machen“.¹⁰

Die Aneignung von Geschichte als Vergegenwärtigung der Vergangenheit basiert somit auf dem Vermögen und dem Willen des Betrachters, die Vergangenheit als vorgestellten Lebenszusammenhang zu füllen und daraus Geschichte zu machen. Das geschieht als eigensinnige Aneignung, basierend auf den persönlichen Einstellungen, Haltungen, Erwartungen, Prägungen der Lernenden. Daher ist es problematisch, auf Einfühlung oder Nachfühlen im historischen Lernen zu setzen.

Chancen und Risiken von Zeitzeugenberichten für das historische Lernen

Es bleibt zusammenzufassen: Zeitzeugenberichte sind wichtig für das Lernen über Geschichte. Sie bieten ein großes Potenzial, heranwachsende Generationen für die Vergangenheit zu interessieren, sie zu begeistern. Doch aus der vorangegangenen Standortbestimmung von Zeitzeugenschaft, dem historischen Lernen und der Bedeutung von Emotionen im Aneignungsprozess von Geschichte ergeben sich sowohl Chancen als auch Risiken von Zeitzeu-gen_innenberichten für das Lernen über Geschichte.

Kürzlich erschien eine empirische Interventionsstudie von Christiane Bertram, die genau untersucht, inwieweit die Arbeit mit Zeitzeugen_innen im Geschichtsunterricht historisches Denken und Lernen befördert, beziehungsweise, blockiert.¹¹ Die Interventionsstudie fand in den Jahren 2011/12 mit 900 Schülerinnen und Schülern (10. Klassen, Gymnasium) statt. „Ziel der Unterrichtsintervention war es, auf der Basis von Zeitzeugenaussagen historische Denkprozesse zu initiieren“ (72) und darauf aufbauend, historischen Kompetenzerwerb zu fördern.

Dafür entwickelte die Autorin eine siebenstündige Unterrichtseinheit zum Thema „Friedliche Revolution in der DDR“, die sie selbst in allen Klassen durchführte. Nach einer inhaltlichen Vorbereitung trafen die Schülerinnen und Schüler entweder „live“ auf Zeitzeugen oder Zeitzeuginnen, arbeiteten mit videografierten Zeitzeugenberichten, beziehungsweise mit den Transkripten. Die Lernenden sollten anschließend die Zeitzeugenaussagen kriteriengeleitet dekonstruieren und damit anzeigen, in wie weit sie Quelle und Darstellung unterscheiden konnten.

Die Studie kommt ganz klar zu zwei entscheidenden, wenn auch nicht überraschenden Ergebnissen. Erstens zeigt sich, dass die Lernenden die mit Zeitzeugenberichten egal welcher medialen Repräsentation arbeiteten, auch immer deutlich besser als die Schülerinnen und Schüler der Kontrollgruppe abschnitten. Ebenso ist der motivationale Faktor nicht zu unterschätzen. „Wie [...] erwartet, bietet die Arbeit mit lebendigen Zeitzeugen das mit Abstand größte Motivationspotenzial für den Unterricht“ (144). Zweitens kann die Studie zeigen, dass „Live-Zeitzeugen im Unterricht nicht uneingeschränkt als positiv beurteilt“ werden können (141). Denn die Begegnung mit „echten Menschen“ erschwerte es den Jugendlichen, die Narrationen zu dekonstruieren. Den kritischeren Umgang mit Video- und Textmedien haben die Lernenden hingegen eingeübt, das fiel ihnen leichter. Dieser Befund verweist auf folgende Herausforderungen im Umgang mit Zeitzeugen_innenberichten.

1. Vertrautheit problematisieren

Zeitzeugenbegegnungen simulieren Nähe und Vertrautheit. Zum einen fühlt sich die Begegnung mit „echten Menschen“ vertrauter an, als das Lesen einer historischen Quelle. Zum zweiten sind die Lernenden mit den angebotenen Medien von Zeitzeugenberichten (vor allem Videointerviews) vertraut. Denn schließlich reden da ob live oder medial konserviert echte Menschen. Die Lernenden sehen dabei zu, wie sich diese Menschen erinnern. Sie sehen und hören die Gefühle der ihnen gegenüberstehenden Menschen oder der „talking heads“. Ihnen zu glauben, fällt leicht, da sie eine natürliche Glaubwürdigkeit haben, eine gewisse Aura. „Identifikation und Mitgefühl“ lassen sich aufgrund dieser Vertrautheit schnell wecken. Doch genau darin besteht ein Problem.

Die Distanzierung von den Zeitzeugenberichten fällt den Lernenden schwer. Das historische Lernen, die Herausbildung eines reflexiven Geschichtsbewusstseins basiert auf der Alteritätserfahrung und nicht auf der Identitätserfahrung. Es geht nicht darum, die Emotionen vergangener Menschen nachzufühlen, sondern zu erkennen, wie ich selber zu dieser Geschichte stehe, was sie mit mir selber macht. Die Aufforderung, nachzufühlen kann gerade bei den historischen Themen, um die es hier geht, zur Überwältigung führen, oder auch zur Verweigerung. Geschichtsdidaktisch gewendet bedeutet das, dass die Begegnung mit der Vergangenheit identitätsbildend und handlungsorientiert sein kann, wenn das lernende Subjekt mit seinen

eigenen Erfahrungen und Emotionen ernst genommen wird und es die Chance erhält, Geschichte mit den Sinnstrukturen seiner eigenen Lebenswelt zu verknüpfen und nicht schlichtweg nachzubilden.

Die scheinbare Nähe darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass das gesprochene Wort genauso dekonstruiert werden muss, wie auch andere Quellen strenger Quellenkritik unterliegen. Zeitzeugen_innenberichte sind genauso wenig selbsterklärend wie andere Quellen. Auch wenn sie den Anschein erwecken, sie sprechen nicht wirklich von sich aus. Die Lernenden benötigen Zeit und Raum, sich mit dem Gespräch eigensinnig und produktiv auseinanderzusetzen. Denkbar wäre zum Beispiel ein Aufgabenformat, in dem die Schüler_innen aufgefordert werden, die Zeitzeugen_innenbegegnung zu reflektieren (z.B.: schreibe eine E-Mail an einen Freund, eine Freundin, berichte von dem Zeitzeugengespräch).

Damit gibt es Platz für Irritation, Verwunderung und Fragen, die man so im Klassenraum im Beisein des Zeitzeugen nicht gestellt hätte. Solche Aufgabenformate laden dazu ein, die scheinbare Vertrautheit des Gespräches aufzubrechen, die Erzählung als eine mögliche Vergangenheitsdeutung unter vielen einzuordnen und mit dem bisherigen Wissen zu kontrastieren.

2. Mediale Zeitzeugenschaft versus „echte“ Zeitzeuge_in. Der Blick ins 21. Jahrhundert

Ein weiteres Ergebnis der Interventionsstudie war, dass sich die medial aufgearbeiteten und präsentierten Zeitzeugen_innenberichte besser zur Herausbildung eines historischen Bewusstseins eigneten, als die realen Zeitzeugen_innengespräche. Das bedeutet in der Konsequenz, dass das aufbereitete Videoformat die „besseren“ Zeitzeugen darstellt (in Hinblick auf das historische Lernen). Werden damit nicht die tatsächlichen Zeitzeugengespräche überflüssig?

An der Stelle könnte der Einwand kommen, dass in naher Zukunft ein Ende der Zeitzeugengeneration erreicht ist und wir genau deshalb diese vermittelten Lebensgeschichten brauchen. Das stimmt, aber auch immer nur für eine bestimmte Zeit, die bezeugt werden soll. Wenn Oral History als Quelle und Methode ernst genommen wird, dann geht es eben nicht darum, ausschließlich Gespräche mit Zeitzeugen_innen zu führen, die die Zeit des Nationalsozialismus bezeugen können oder für die Geschichte der DDR ste-

hen. Denn alles Vergangene ist wert, berichtet zu werden und damit wird es immer Zeitzeugen_innen geben. Dann aber muss auch darüber nachgedacht werden, dass die mediale Zeitzeugenschaft den echten Zeitzeugen/ die echte Zeitzeugin in Zukunft überflüssig machen könnte. Es bleibt abzuwarten, wie sich das historische Lernen in Zukunft entwickelt.

3. Vereinheitlichung versus Multiperspektivität

Die Auswahl von Interviewpartnern_innen oder digitalen Interviews auf Plattformen ist dem jeweiligen Setting in Schule oder Gedenkstätte angepasst. Zudem sind vor allem die Menschen Zeitzeugen_innen für die DDR-Geschichte, die Unrecht und staatliche Gewalt erfahren haben. Genau darüber wird auch in schulischen Kontexten gelehrt, das ist die Aufgabe der meisten DDR-Erinnerungsorte. Als Gegenpart fehlen dazu jedoch Interviews der Menschen, die in dem System auf der Seite der Ausführenden standen, die für die Stasi arbeiteten oder das Überwachungspersonal in den Gefängnissen stellten.

Wenn es eine inhaltliche Fokussierung auf einen bestimmten Zeitzeugen-Typus weiterhin gibt, wird diese Perspektive zukünftig ganz wegfallen, da es aus vielen Gründen kaum Interviews mit diesen Menschen gibt, diese sich auch nicht vor eine Schulklasse stellen. Weiterhin würden mit diesem Focus auf DDR-Geschichte als Unrechtsgeschichte auch die vielen anderen Erinnerungen und Erzählungen der zahllosen Menschen verlorengehen, die in der DDR lebten und die nicht in Berührung mit Unrecht und Gewalt kamen. Die Asymmetrie der Erinnerungsnarrative wird durch die bisherige Politik der Zeitzeugenschaft befördert und verstärkt. Die gut durchstrukturierten und aufgearbeiteten Webseiten, Lernangebote und Vermittlungen von „geeigneten“ Zeitzeugen_innen sorgen zusätzlich für eine Vereinheitlichung von Narrationen. Damit gehen nicht nur viele andere Perspektiven verloren. Zu bedenken ist auch, was mit der so wichtigen Fragekompetenz der Schüler_innen geschieht, wenn die Bildungsangebote immer mehr zugeschnitten werden auf die Themen Diktatur und Unrechtsstaat und dadurch immer weniger Spielraum für alternative Fragen lassen.

Überwältigungsverbot und Kontroversität: Ein Vorschlag für zukünftige Leitkategorien im Umgang mit Zeitzeugen_innen in Lernsettings

Die Aufarbeitung der DDR-Geschichte hat von der Beschäftigung mit der NS-Geschichte profitiert, das sollte sie auch weiterhin tun. Die heutigen

Lernangebote zur Geschichte von Verfolgung und Vernichtung im Nationalsozialismus orientieren sich an Grundsätzen, auf die sich Politikdidaktiker in dem Beutelsbacher Konsens von 1976 geeinigt haben. Dieser über 40-jährige Konsens ist der Referenzpunkt der Arbeit in den NS-Gedenkstätten. Er umfasst im Wesentlichen ein Überwältigungsverbot und ein Kontroversitätsgebot. Die Grundsätze des Konsenses wurden zunächst für die politische Bildung formuliert. Auch wenn er als Minimalkonsens galt, sollte mit diesen Prinzipien eine politische Indoktrination der Lernenden wirkungsvoll verhindert werden.¹² Spätestens mit der Diskussion um eine angemessene Vermittlung von DDR-Geschichte und der Frage nach der Funktion und Bedeutung von Zeitzeugen_innen kamen diese Leitideen des Beutelsbacher Konsenses in die Diskussion der historisch-politischen Bildung zurück. Interessanterweise erhielt dabei das Überwältigungsverbot im Kontext der Diskussion um Gedenkstättenarbeit und Zeitzeugengespräche eine zusätzliche Bedeutungsebene. Ursprünglich war es in dem Sinne gedacht, zu verhindern, „den Schüler – mit welchen Mitteln auch immer – im Sinne erwünschter Meinungen zu überrumpeln und damit an der ‚Gewinnung eines selbständigen Urteils‘ zu hindern“.¹³ Mittlerweile geht es nicht mehr vorrangig um ein argumentatives Überwältigen, sondern vor allem um eine emotionale Überwältigung.

Nimmt man nun die Prinzipien von Kontroversität und Überwältigungsverbot als Leitkategorien historischen Lernens, sollte meines Erachtens für die Arbeit mit Zeitzeugen folgendes gelten:

1. „Mehrfache Subjektorientierung“

Matthias Heyl forderte zu Recht die „mehrfache Subjektorientierung in der historisch politischen Bildungsarbeit als unabdingbaren und unhintergehbaren Standard gedenkstättenpädagogischer Praxis“.¹⁴ Das bedeutet, nicht nur den historischen Akteuren Akteurinnen als Subjekten verpflichtet zu sein, sondern eben auch die Subjektivität der Jugendlichen, aber auch der Pädagogen in den Lehr/Lernprozess einzukalkulieren. Was wissen die Jugendlichen heute zur DDR-Geschichte, woher haben sie ihr Wissen, was sind die vorherrschenden Familiennarrative und wie lässt sich dieses Wissen mit Zeitzeugenberichten neu rahmen? Zeitzeugen_innen bieten eine ganz subjektive Perspektive auf Geschichte. Um diese zu verstehen, müssen aber auch die Lebensgeschichten der Menschen bekannt sein, es hilft nichts, mit Ausschnitten aus Videointerviews zu arbeiten (im Schul-

unterricht, in der Gedenkstätte). Das wird weder dem Zeitzeugen noch den Lernenden gerecht. Da sie keinen Schlüssel haben, einzelne Erinnerungen von Zeitzeugen einzuordnen, wenn dessen Lebensgeschichte nicht bekannt ist.

Kontroversität bedeutet, multiperspektivisch Handlungsspielräume historischer Akteure auszuleuchten. Dazu braucht man eine Vielzahl von Quellen, die aus verschiedenen Perspektiven erklären können, wie die strukturellen Bedingungen von Überwachung und Kontrolle in der DDR waren, wie dieses Moment auf der Ebene des Ministeriums für Staatssicherheit umgesetzt wurde, welche konkreten Menschen mit welchen Motivationen dahinter standen. Eine solche Darstellung erfordert eben nicht nur ein Erlebnisangebot, das auf Nachfühlen und Nacherleben setzt, sondern ein Nebeneinander verschiedener Deutungen und Geschichten, die Brüche als solche benennen.

2. Multiperspektivität und Kontroversität

Dieses Setting lässt den Lernenden Raum, verschiedene Perspektiven zu erfahren und in Alternativen zu denken. Heyl forderte daher „Offenheit ein, sich nicht nur dem Risiko der Kontroverse auszusetzen, sondern Kontroversität sichtbar und verhandelbar zu machen“.¹⁵ Das bedeutet, die Begegnung mit Geschichte ergebnisoffen zu halten. Zu diskutieren, was die Lernenden aus ihren Familiennarrativen mitbringen, wie sich das zu den Erinnerungen der Zeitzeugen verhält, eine Auseinandersetzung über verschiedene Deutungen zuzulassen und die Gleichwertigkeit von Erinnerungen anerkennen.

Zusammenfassend plädiere ich für einen offen gestalteten Denk- und Fühlraum als Voraussetzung der Begegnung mit Zeitzeugen_innen. Auch und gerade erlebnisorientierte Angebote zur Geschichte, wie Begegnungen mit Zeitzeugen dürfen nicht von vornherein moralische Werturteile und bestimmte emotionale Reaktion einfordern. Das Zeitzeugengespräch ist durchaus in der Lage, eine Grundmotivation und Interesse zu etablieren und besten Falls zu Irritationen zu führen. Von diesem Ausgangspunkt ließe sich trefflich über DDR-Geschichte lernen.

Anmerkungen

1 <https://www.zeitzeugen-portal.de/>

2 Christian Ernst (Hg.): Geschichte im Dialog. DDR-Zeitzeugen in Geschichtskultur und Bildungspraxis., Schwalbach: Wochenschau Verlag 2014; Bundesstiftung Aufarbeitung (Hg.):

- Gelebte Geschichte. DDR-Zeitzeugen in Schulen. Ein Leitfaden für Lehrkräfte, Berlin 2016.
- 3** Zum Beispiel: „10 Tipps für ein erfolgreiches Zeitzeugengespräch an Schulen“, in: https://www.zeitzeugenbuero.de/fileadmin/zzp/pdf/10_Tipps_für_ein_erfolgreiches_Zeitzeugengespräch.pdf
- 4** Martin Sabrow: „Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten“, in: ders., Norbert Frei (Hg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen: 2012, S. 13-32, hier S. 14 und 22.
- 5** Siehe ausführlicher Juliane Brauer, Martin Lücke: „Emotionen, Geschichte und historisches Lernen. Einführende Überlegungen“, in: dies., Martin Lücke (Hg.), Emotionen, Geschichte und historisches Lernen. Geschichtsdidaktische und geschichtskulturelle Perspektiven, Göttingen: 2013, S. 11-26.
- 6** Ute Frevert: „Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?“, in: Geschichte und Gesellschaft 35 (2009), Nr. 2, S. 183-209.
- 7** Reinhart Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main: 1979, 349.
- 8** Jörn Rüsen: „Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art, über Geschichte nachzudenken“, in: ders., Füssmann, Klaus; Grütter, Heinrich Theodor, Historische Faszination: Geschichtskultur heute, Köln: 1994, S. 3-26, hier S. 4.
- 9** Rolf Schörken: „Imagination und geschichtliches Verstehen“, in: Neue Sammlung. Vierteljahres-Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft 38 (1998), Nr. 2, S. 203-212, hier S. 204, 207.
- 10** Rolf Schörken: Begegnungen mit Geschichte: vom außerwissenschaftlichen Umgang mit der Historie in Literatur und Medien, Stuttgart: 1995, S. 12.
- 11** Christiane Bertram: Zeitzeugen im Geschichtsunterricht. Chance oder Risiko für historisches Lernen? Eine randomisierte Interventionsstudie, Schwalbach/Ts: 2017. Alle Seitenangaben im Text beziehen sich auf diese Studie.
- 12** Lernen aus der Geschichte (Hg.): LaG-Magazin: Der Beutelsbacher Konsens in der historisch politischen Bildung. Sonderausgabe, 2013; Benedikt Widmaier, Peter Zorn (Hg.): Brauchen wir den Beutelsbacher Konsens? Eine Debatte der politischen Bildung, Bundeszentrale für Politische Bildung 2016.
- 13** Hans-Georg Wehling: „Konsens à la Beutelsbach?“ In: Siegfried Schiele/Herbert Schneider (Hg.): Das Konsensproblem in der politischen Bildung, Stuttgart: 1977, S. 179-180, hier S. 179.
- 14** Matthias Heyl: „Mit Überwältigendem überwältigen. Emotionen in KZ Gedenkstätten“, in: Juliane Brauer, Martin Lücke (Hg.), Emotionen, Geschichte und historisches Lernen. Geschichtsdidaktische und geschichtskulturelle Perspektiven, Göttingen: 2013, S. 239-260, hier S. 254.
- 15** Heyl (2013), 254.

Erinne- rungs- kultur

**Was bleibt von der Vergangenheit oder
Wovon zeugt der Zeitzeuge?**

Martin Sabrow

Martin Sabrow studierte Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaft in Kiel und Marburg. Promovierte zum Mord an Walther Rathenau in Freiburg. Heute ist er Direktor des Zentrums für Zeithistorische Forschung (ZZF) in Potsdam und Professor für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Die Erinnerung ist bekanntlich eine trügerische Größe und das historische Wissen, das sie vermittelt, in hohem Maße unzuverlässig. Erinnerung ist subjektiv und dünkt sich doch unbestreitbar; sie verspricht ein getreues Abbild der Situation, die sie schildert, und kann doch immer nur einen Ausschnitt geben; sie beansprucht die Autorität der unmittelbaren Erfahrung und ist doch vielfach überschrieben durch spätere Evokation und narrative Einpassung in das vorwärts gelebte und rückwärts verstandene Leben.

Diese Feststellung ist Allgemeingut; Fachhistoriker und Gedächtnisforscher teilen sie mit den Feuilletonlesern der Tagespresse: „Das Gedächtnis ist keine Festplatte, sondern höchst wandelbar“, titelte der Berliner „Tagespiegel“ jüngst einen Artikel, dessen Essenz lautete: „Unsere Erinnerung ist kein getreues Abbild der Vergangenheit. Vielmehr gleicht sie einer Geschichte, die wir immer neu schreiben.“¹ Und dennoch verfügt die Figur des Zeitzeugen in unserer Zeit über eine Aura, die die Geltungskraft schriftlich überlieferter Zeugnisse und auch objektivitätsbedachter historiographischer Darstellungen bei weitem übertrifft.

Paul Ricœurs „Gegensatz zwischen der Spur der Geschichte als dem Ausdruck des Faktischen und der Vorstellung, die man sich von der Geschichte macht, entscheidet sie mühelos sie sich, und regelmäßig wischt sie die Fachautorität des Geschichtslehrers und Podiumsdiskutanten mit der Erlebnisautorität des Beteiligten: „Junge Frau, junger Mann, Sie waren damals doch noch gar nicht dabei; ich aber habe es erlebt!“

Offenbar ist es nicht so sehr die Wahrheit seines Zeugnisses, die dem Zeitzeugen seine Bedeutung verleiht. Wie groß gleichwohl die Geltungsmacht des Zeitzeugen ist, lehrt etwa der 2016 in Kraft getretene Rahmenlehrplan des Fachs Geschichte für das Gymnasium in Sachsen-Anhalt, der vorsieht, „Deutschlands Vereinigung und die Perspektive von Zeitzeugen zu untersuchen“. Die Schüler sollen „auf der Grundlage der Aussagen von Zeitzeugen die Perspektivität auf den Prozess der Vereinigung der beiden deutschen Staaten herausarbeiten“ oder „auf der Grundlage der Aussagen von Zeitzeugen eine biografische oder thematische Darstellung verfassen“.

Fachwelt und Öffentlichkeit reagierten verwundert und kritisch: „Klar, eine solche Herangehensweise hat etwas für sich. Sie wirkt authentisch, lebendig, unmittelbar. Aber sie ist auch in höchstem Maße subjektiv, gefärbt

durch rein persönliche Erfahrungen. Zudem sind Zeitzeugen oft nicht diejenigen, die Geschichte gemacht, sondern jene, die sie erlebt haben oder gar erleben mussten“, urteilte Thomas Vitzthum in der „Welt“ und bilanzierte: „Für das Fach bedeutet das einen Perspektivenwechsel.“² Wie konnte es zu diesem Aufstieg des Zeitzeugen zu einer Leitfigur des Geschichtsdiskurses kommen, die in den Lehrplänen unserer Tage einem Austausch von Wissen durch Wirkung das Wort reden? Darum soll es in der folgenden Betrachtung gehen.



Prof. Dr. Martin Sabrow bei seinen Ausführungen **Guido Poltersdorf**

I. Die Authentizitätsaura des Zeitzeugen

Tatsächlich ist es ja nicht allein die Botschaft, die die Aura des Zeitzeugen ausmacht, sondern gleichermaßen ihre Übermittlung. Der Zeitzeuge wirkt nicht erst, wenn er spricht, sondern bereits, wenn er erscheint. So wird er inszeniert, und so wird er wahrgenommen: Die Aufmerksamkeit, die sich auf den Zeitzeugen richtet, gilt dem Gesprochenen genauso wie dem Sprecher: Unmöglich, dass der Zeitzeuge sein Wissen brieflich mitteilt oder aus dem Off spricht - Substanz und Performanz sind in ihm unlösbar und verbunden; indem wir ihn hören, wollen wir ihn auch sehen, und die Kamera, die ihn filmt, fokussiert auf die Altersspuren in seinem Gesicht, auf das unwillkürliche Zittern seiner Hand, auf den Ausdruck der Augen, in denen sich das ferne Geschehen zu spiegeln scheint.

Im Zeitzeugen begegnen wir der Vergangenheit nicht nur mittelbar – in der berichtenden Erzählung, sondern zugleich auch unmittelbar – in der überlebenden Person. Der Zeitzeuge ist ein sprechendes Relikt, der als Überrest der Vergangenheit in die Gegenwart ragt und denselben Eindruck von Echtheit und Originalität vermittelt wie das Pergament einer mittelalterlichen Urkunde oder die Überreste der Berliner Mauer.

Die Aura, die vom Zeitzeugen ausgeht, ist die einer sich wechselseitig beglaubigenden Authentizität von Bericht und Berichterstatter – wir lesen die Wahrheit seines Erlebens in den Spuren, die es in seinem Gesicht hinterlassen hat, und jede Entfremdung zwischen beiden etwa durch eine in leiernder Gleichgültigkeit vorgetragene Erzählung, der man die Routine des tausendmal Gesagten anmerkt, vermindert den Eindruck von Echtheit und Unmittelbarkeit, die die Aura des Zeitzeugen ausmacht.

Der Zeitzeuge konnte zur „Leitfigur der öffentlichen Erinnerung“ (Saskia Handro³) aufsteigen, weil er Authentizität im wahrsten Sinne des Wortes „verkörpert“ und eine Form der Vergangenheitsverständigung repräsentiert, die in unserer Zeit um die Konzepte von Erinnerung und Annäherung organisiert ist und nicht mehr um das Paradigma von Erzählung und Interpretation, wie es die traditionelle Geschichtsschreibung verfolgte⁴, und auch nicht mehr um das Konzept von Erklärung und Abstraktion, das in den 1970er Jahren Konjunktur hatte und nicht die an der Oberfläche handelnden Personen, sondern die in der Tiefe wirkenden Strukturen in das Zentrum der Vergangenheitsvergegenwärtigung rückte.⁵

II. Die Genese des Zeitzeugen

Damit wird bereits deutlich, dass der Zeitzeuge ein Kind unserer Zeit ist. Er ist nicht identisch mit dem Tatzeugen, der ein miterlebtes abgrenzbares Geschehen durch seine Darstellung für andere so präzise wie möglich nachvollziehbar und beurteilbar macht. Er ist auch nicht gleichzusetzen mit dem historischen Fachexperten, der vor Gericht oder in den frühen Fernsehproduktionen zur NS-Geschichte aus dem Off als beglaubigende Instanz auftritt, um Ereignisse und Einschätzungen zu bestätigen und zu kommentieren. Der Zeitzeuge im engeren Sinne hingegen beglaubigt nicht so sehr ein außerhalb seiner selbst liegendes Geschehnis, wie dies der klassische Tat- und Augenzeuge tut; er konstituiert vielmehr durch seine Erzählung eine eigene Geschehenswelt. Er bestätigt weniger durch sein Wissen frag-

liche Details eines einzelnen und sich häufig ohne sein Zutun abspielenden Vorgangs, sondern dokumentiert durch seine Person eine raumzeitliche Gesamtsituation der Vergangenheit; er autorisiert eine bestimmte Sicht gleichsam von innen als mitlebender Träger von Erfahrung und nicht von außen als wahrnehmender Beobachter.

Deswegen konnte der Zeitzeuge erst in einer Zeit Bedeutung gewinnen, die der subjektiven Erinnerung Raum gab. Der Nürnberger Prozess 1946 kannte den Typus des vom Tatzeugen zu unterscheidenden Zeitzeugen noch nicht und ebenso wenig der Frankfurter Auschwitz-Prozess von 1963 bis 1965. Spektakulär in Erscheinung trat der Zeitzeuge für eine breite Öffentlichkeit außerhalb Deutschlands das erste Mal im Eichmann-Prozess 1961. Vor dem Bezirksgericht Jerusalem bot Generalstaatsanwalt Gideon Hausner 112 Zeugen auf, die die zerklüftete israelische Gesellschaft dazu bringen sollten, „mehr über die Leiden der europäischen Juden zu erfahren und [...] so auch die [...] kollektive Identität der Israelis bzw. Juden zu festigen.“⁶ Hausners Prozessstrategie brachte den Zeitzeugen auf die juristische Bühne, wie er selbst rückblickend unterstrich: „Der einzige Weg, die Katastrophe überhaupt zu konkretisieren, bestand darin, so viele überlebende Zeugen aufzurufen, wie der Rahmen des Prozesses es überhaupt zuließ, und jeden zu bitten, ein winziges Bruchstück dessen zu erzählen, was er gesehen und erlebt hatte.“⁷

Filmdokumentationen des Prozesses zeigen den „breiten Querschnitt von Menschen [...] – Professoren, Hausfrauen, Handwerkern, Schriftstellern, Bauern, Kaufleuten, Ärzten, Beamten und einfachen Arbeitern“⁸ –, die Hausner in den Zeugenstand rief, damit sie «berichten, was sich in jedem einzelnen Gebiet unter den Nazis abgespielt hatte»⁹. Wie schmerzhaft die Geburt des Zeitzeugen war, lehrt der Auftritt des unter dem Pseudonym »Ka-Tzetnik« bzw. «K. Zetnik» bekannt gewordenen Überlebenden Jechiel Dinur (De-Nur), der so wenig wie zahlreiche andere Zeugen aufgerufen wurde, um Eichmann zu identifizieren oder eine konkrete Tat zu beglaubigen, sondern um den Terror eines Vernichtungslagers aus der Vergangenheit von Auschwitz in die Gegenwart des israelischen Gerichtssaales zu transportieren. Im Verhalten Dinurs erhielt die schmerzhafteste Geburt des Zeitzeugen nach 1945 geradezu körperlichen Ausdruck: Der Zeuge machte seltsame Gebärden, er fürchtete sich offenbar vor dem Reden. Aber die Kamera beachtete ihn kaum, sie zoomte nicht auf ihn, sondern auf den

Staatsanwalt, der eine Frage an den Zeugen richtete.

Plötzlich ist ein Tumult hinter der Kamera zu hören, die herumfährt und nur noch den erschütternden Moment einfängt, wie der zitternde Zeuge dem Schock des Erinnern-Sollens im Geiste des biblischen „Sachor – Erinnere Dich!“ nicht standgehalten hat und bewegungslos ausgestreckt neben dem Zeugenstand liegt. Auch von anderen Zeugen erfahren wir, dass sie ihre Aussage nicht nur sich selbst um den Preis neuer seelischer Verwundung abgepresst haben, sondern auch einer Umgebung, die ihnen geraten hat, das Vergangene lieber vergangen sein zu lassen und nicht auch noch öffentlich daran zu erinnern, dass sie sich wie Lämmer zur Schlachtbank hätten führen lassen.“¹⁰

Nichts an diesem umstrittenen Vorgang hätte darauf hindeuten können, dass das vom Gericht und vielfach auch von der Mitwelt missbilligte, vom Betroffenen selbst vermutlich qualvoll durchlebte oder vielleicht auch effektiv voll inszenierte Wiederaufreißen der Wunden entsetzlicher Miss-handlung und Todesangst mehr sein würde als eine kurzzeitige Visite im Totenhaus der Erinnerung. Was kann uns begreifen helfen, wie diese schmerzhaft Beschäftigung mit der durchlittenen Vergangenheit in wenigen Jahrzehnten zur eigentlichen Leitfigur des öffentlichen Geschichtsdis-kurses nicht nur in Deutschland, sondern in der westlichen Welt überhaupt aufsteigen konnte?

Ein wesentlicher Grund wird vielfach in dem oft diagnostizierten Stellungs-verlust der professionellen Historiographie gesucht, die ihre Deutungs-hoheit seit den sechziger Jahren schrittweise immer weiter verloren zu haben scheint. Mustern wir die Folge der großen Fachdebatten des letzten Halbjahrhunderts zwischen der Fischer-Kontroverse und dem Streit um die Wehrmachtsausstellung durch, so lässt sich in der Tat stichhaltig darlegen, wie sehr die Gesetze des Medienzeitalters die Herrschaft im Fach Geschichte übernommen haben. Die universitären Lehrstuhlinhaber geben in dieser Öffentlichkeitswendung des Faches nicht mehr den Ton an, und an ihre Stelle sind vielfach Schnittstellenakteure getreten, die die Brücke zwischen Fach und Öffentlichkeit schlagen: Gedenkstättenmacher, Historiker-Journa-listen, Filmmacher und eben Zeitzeugen.

Die kulturelle Tiefendimension des Zeitzeugenbooms aber erschließt erst

der Blick auf den radikalen Rollenwechsel, den der Zeitzeuge im Vergangenheitsdiskurs der letzten drei Jahrzehnte durchgemacht hat. Das autobiographische Selbstzeugnis stand bis in die neunziger Jahre vor allem für den Versuch, die fortwirkende Macht des NS-Regimes zu brechen. Unter Berufung auf Primo Levi, der den Nationalsozialismus als »Krieg gegen das Erinnern« und »Orwellsche Fälschung der Erinnerung« las, wurde der Zeitzeugenbericht zur wichtigsten Macht, um der Führung von Partei und SS entgegenzuwirken, die ihre monströsen Verbrechen in strikter Geheimhaltung verübt hatten und ebenso »die Erinnerung an die Opfer auslöschen wollten«. Entsprechend stand der Zeitzeuge in dieser Zeit für eine demokratische Gegenerzählung von unten, die der Konzentration auf den totalitären Verführer das Leiden ihrer Opfer gegenüberstellte und den abstrakten Faschismustheorien das konkrete Erleben von Verfolgung und Verstrickung. Diese einstige Gegenerzählung hat im Laufe der letzten dreißig Jahre mit dem Generationswechsel schrittweise Hegemonie erlangt. Sie ist selbst zur master narrative unserer Zeit geworden, die im Schulunterricht wie im Geschichtsfernsehen oder in der politischen Gedenkrede das peinlich berührte Schweigen durch den Willen zur Aufklärung abgelöst hat. Wenn sich überhaupt die historische Sekunde dingfest machen lässt, an dem der Zeitzeuge seine beherrschende Stellung im öffentlichen Vergangenheitsdiskurs der Bundesrepublik erlangt hat, so fiel sie vielleicht auf den ergreifenden Moment am Vormittag des 10. November 1988, als die Kamera während der Gedenkveranstaltung des Deutschen Bundestags zum 50. Jahrestag des Judenpogroms von 1938 auf die in der NS-Zeit als Jüdin verfolgte Schauspielerin Ida Ehre zoomte, die zu Beginn der Feierstunde in bewegendem Vortrag Paul Celans Todesfuge rezitiert hatte und nun die Hände vor die Augen schlug, während neben ihr am Rednerpult Bundestagspräsident Philipp Jenninger sich mit einer Skandal machenden Gedenkrede ohne erkennbare Einfühlung und Anteilnahme um sein Amt redete.

III. Die Geltungsbedingungen des Zeitzeugen **Die überwundene Vergangenheit**

Um die ihm zugeschriebene Aura der Authentizität als gleichsam lebenden Erinnerungsort zur Geltung zu bringen, muss der Zeitzeuge allerdings darüber hinaus nicht unwesentliche, geschichtskulturelle Voraussetzungen erfüllen. Das Interesse der historischen Erlebnisgesellschaft verehrt das zur historischen Reliquie erhobene Relikt, aber sie sehnt nicht die Vergangenheit selbst zurück, und eben dies befreit sie von dem bohren-

den Nostalgieverdacht, der die Rückbesinnung auf die Vergangenheit in den siebziger Jahren noch als reaktionäres Sehnen nach der guten alten Zeit brandmarkte. Das über Flohmärkten wie über Städtebaudiskussionen liegende Interesse an historischer Authentizität ist zugleich die Vergewisserung des Vergangenen als Vergangenen: Wer Berlin ein Hohenzollernschloss wünscht, muss kein Monarchist sein und kein Nazi, wenn es zu den Trümmern der Wolfsschanze oder an den genauen Ort des abgetragenen Führerbunkers zieht.

Auch der Zeitzeuge präsentiert eine überwundene, unschädlich gemachte Vergangenheit. Mediale Aufmerksamkeit kann er nur als Ausdruck eines erfolgten Läuterungsprozesses gewinnen. Unvorstellbar, dass ein Zeitzeuge sich im Studio immer noch als Teil dessen darstellt, von dem er zeugt. Ein bekennender Nazi, ein eifernder Kommunist taugen nicht als Zeitzeuge. Der Zeitzeuge stellt nicht nur die Brücke zwischen Heute und Damals her, sondern passt auch die Vergangenheit in die Gegenwart ein und dient als Mittler zwischen beiden. Um als Wanderer zwischen beiden Welten dienen zu können, übernimmt er von der Vergangenheit die Erinnerung, von der Gegenwart aber die Wertmaßstäbe, das kulturelle Rahmenformat, in dem er das Vergangene memoriert und zugleich aktualisiert. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart muss aber eine spannungsgebende Differenz herrschen – ohne Pole bedarf es keiner Brücke. Wenn die



Prof. Dr. Sabrow, moderiert von Frederic Werner, in der Diskussion mit dem Publikum **Laura Wirsching**

Zeit, von der der Zeitzeuge kündigt, der unseren allzu vertraut und allzu eng mit ihr verbunden ist, verliert der Zeitzeuge seine Mittlerfunktion. Nicht zufällig finden Erinnerungen der deutschen Diktaturvergangenheit sehr viel mehr Gehör als die der bundesdeutschen Demokratiegeschichte – es sei denn, dass sie mit dem Muff der Adenauerzeit, mit den 68ern oder der RAF von Lebenswelten zu künden vermögen, die unserer Zeit schon ganz fremd geworden sind. Die Prognose fällt nicht schwer, dass die Zeitzeugen der Bonner Republik umso mehr Gewicht erlangen werden, je weiter sich die Berliner Republik von der Zeit der deutschen Zweistaatlichkeit entfernt.

Die konstitutive Opferrolle

Neben seiner Mittlerrolle muss der Zeitzeuge eine zweite Geltungsbedingung erfüllen, um anerkannt zu werden: Zeitzeugenschaft ist Leidzeugenschaft. Um Geltungskraft zu erlangen, muss der Vergangenheitsbote als Opfer in Erscheinung treten oder allenfalls als im Nachhinein leidender Beobachter, nicht aber als Nutznießer, gar als Täter.

Was geschieht, wenn der Zeitzeuge diese Bedingung verletzt, zeigte sich in Berlin im Frühjahr 2006, als in der Berliner MfS-Gedenkstätte Hohenschönhausen ehemalige Stasi-Offiziere für ihre interessengeleitete Sicht auf Überwachung und Verfolgung in der DDR Status und Dignität der Zeitzeugenschaft beanspruchten. Der Skandal, den ihr Auftritt nach sich zog, befestigte die Geltungsbedingungen der Zeitzeugenschaft neu: „Als Zeitzeugen seien diejenigen zu bezeichnen, die Zeugnis über Geschichte ablegen können, aber kein falsches Zeugnis, wie es die Ex-Stasi-Kader mit ihrer Geschichtsleugnung erkennen ließen“, erläuterte etwa der Berliner Bildungspolitiker Uwe Lehmann-Brauns 2006.¹¹

Es widerstrebt dem öffentlichen Geschichtsdiskurs, Machthaber und Täter als Zeitzeugen anzuerkennen, weil sie deren kathartische Bestimmung verletzen und die Vergangenheit nicht in ihrer Überwundenheit und Unwiederbringlichkeit beschwören, sondern im Gegenteil in ihrer Ungebrochenheit und Wiederholbarkeit. Als der Geesthachter Schulsprecher und spätere CDU-Ministerpräsident Uwe Barschel 1963 den ehemaligen Oberbefehlshaber der Marine und Hitler-Nachfolger Karl Dönitz in sein Gymnasium einlud, glaubte er einen perfekten Zeitzeugenauftritt organisiert zu haben, wie der „Spiegel“ noch fünfzig Jahre später behaglich ausmalte: „Der Applaus wollte kein Ende nehmen. Lehrer und Schüler huldigten ausdauernd dem alten Mann, der auf dem Podium im Auditorium des Geesthachter

Gymnasiums stand. Über eine Stunde hatte er an diesem 22. Januar 1963 seinem Publikum Fragen über das ‚Dritte Reich‘ beantwortet und aus dem Nähkästchen der braunen Machtzentrale geplaudert. Offensichtlich hatte er den richtigen Ton getroffen. ‚Die waren alle von seiner Größe und Autorität begeistert‘, erinnert sich Lutz Fähser, der damals als Schüler im Publikum saß.“ Zu einem Skandal wurde die Veranstaltung erst, als ein lokaler Journalist sie als „Geschichtsunterricht in höchster Vollendung“ pries, weil der Zeitzeuge die Werte der Vergangenheit gänzlich ungebrochen in die Gegenwart transportiert hatte: „Genauso, wie er im Krieg seine U-Boot-Soldaten begeisterte und zu höchsten Leistungen anspornte, zog er auch diese Jugend schnell in seinen Bann.“¹² Hier liegt im Übrigen der entscheidende Grund, warum die Kinder der NS-Generation ihre Eltern gerade nicht als Zeugen ihrer Zeit würdigen mochten, sondern als deren unverdrossene Kündler und oft mit Vehemenz zum Schweigen zu bringen trachteten: Ihre sakrale Aura als überdauernde Spur der Vergangenheit vermochte den moralischen Mangel ihrer zu Recht oder Unrecht als »ewiggestrig« disqualifizierten Botschaft nicht zu überstrahlen.



Dr. Martin Sabrow antwortet auf Publikumsfragen **Laura Wirsching**

Um seine auratische Kraft als Mittler zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu sichern, muss der Zeitzeuge seinen Opferstatus beglaubigen und seine etwaige Täterrolle kaschieren oder wenigstens kompensieren – und sei es nur dadurch, dass der reuevolle Täter sich auf dem Bildschirm als

Opfer seines früheren Handelns und Denkens präsentiert. Die Plausibilität dieses Rollenwechsels unterliegt fließenden Urteilsgrenzen, wie sich am Beispiel der früheren Funktionärselite in der DDR studieren lässt. Während in der breiten Öffentlichkeit nach 1989 von Modrow bis Schabowski nur kritische und selbstkritische Weggenossen Honeckers als Zeitzeugen anerkannt wurden, muss sich etwa Egon Krenz bis heute Podien vornehmlich im Ausland suchen. Analog konnte sich in der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit Jahrzehnte zuvor Albert Speer nur deswegen als wenigstens immer umstrittener Zeitzeuge behaupten, weil er nicht nur ein Schuldbekenntnis für das „Unglück, das wir über die Welt gebracht hatten“¹³, ablegte, sondern als Autobiograph auch eine aus heutiger Sicht absurde Ferne zur Macht vorspiegelte, die sein Verlag im Klappentext von Speers Memoiren besonders herausstrich: „Vom Anfang bis zum Ende des Dritten Reiches besaß Albert Speer einen idealen Beobachterstandort: der privatesten Umgebung Hitlers zugehörig und doch fremd in ihr; mächtig und zugleich ohne Interesse an der Macht. Diese Rolle des Außenseiters im innersten Kreis hat seinem Blick Kühle und Schärfe gegeben.“¹⁴

IV. Der Zeitzeuge als gesellschaftliche Selbstbestätigung

Eine letzte Erklärung für die Konjunktur des Zeitzeugen besteht in seinem unbemerkten Wandel von der Infragestellung zur Selbstbestätigung der Verhältnisse. Nicht mehr die vollständige, sperrige, widersprüchliche Erzählung einer das herrschende Bild von unten in Frage stellenden Vita, die die Oral history im Erinnerungsinterview zum Sprechen gebracht hatte, steht mehr im Mittelpunkt der Zeitzeugenbefragung, sondern die illustrative Funktion einer in Fragmente zerlegten Zeitzeugenschaft, die zur autoritativen Beglaubigungsinstanz der medialen Geschichtserzählung aufgestiegen ist.

Der die Attraktivität steigernde Wandel des Zeitzeugen vom kritischen Herausforderer der historischen Meistererzählung zu ihrem affirmativen Belegspender wäre nicht vorstellbar gewesen, wenn der kulturelle Wandel nicht mit einem technischen parallel gegangen wäre. Der Siegeszug des ubiquitär einsetzenden Zeitzeugen als mediale Beglaubigungsinstanz ist technisch verbunden mit der Entwicklung des mobilen Tonfilms bzw. der Synchrononspur und bald auch den digitalen Schneidemöglichkeiten der Videotechnik, die dem gefilmten Interview zu unbeschränktem Einsatz in der filmischen Erzählung verhalfen.

Das kulturelle Verlangen nach unmittelbarer Begegnung mit der Vergangenheit stillt seither eine mediale Erinnerungskultur, die seit Anfang der 1990er Jahre warnend auf den zum „Mnemozid“ erklärten „Abschied von der Zeitzeugenschaft“ (Norbert Frei) hinweist und zur Kompensation der generationellen Lebensgrenzen die Denkfigur einer „Para-Zeitzeugenschaft“ bzw. «sekundären Zeitzeugenschaft» ausgebildet hat.

Sie wird in Bezug auf den Holocaust als „Über-Leben“ verstanden, „das nicht länger Leben im herkömmlichen Sinne ist“, und erlaubt damit, auch den nachgeborenen Berichterstatter mit der „Mitverantwortung für die Vergangenheit“ im Sinne einer „stellvertretenden Zeugenschaft“ auszustatten.¹⁵ Inwieweit solche Kompensationsmöglichkeiten Erfolg zeitigen, lässt sich kaum generell beurteilen; in der medialen Aufmerksamkeit haben immerhin Berichte von Kindern und Enkeln der NS-Zeit vielfach schon dieselbe authentisierende Aura übernommen, wie sie für die Rekonstruktion verlorener Kirchen und Schlösser die Verwendung originaler Spolien und Gebäudefragmente leistet.

In der Hoffnung auf ein möglichst unmittelbares Erleben der Vergangenheit, die die Aura des Zeitzeugen ausmacht, kommt der Wunsch zum Ausdruck, das Früher für das Heute verfügbar zu halten, es nicht in die Verlorenheit der Vergangenheit zu entlassen, sondern in seiner Unvergänglichkeit zu bewahren.

Der im Zeitzeugen verkörperte Aufstieg der Erinnerung zu einer Pathosformel der gesellschaftlichen Selbstverständigung spiegelt sich die unmerkliche Verwandlung der kritischen Vergangenheitsbewältigung in eine Vergangenheitsbemächtigung, die dem Gewesenen seine wichtigste Eigenschaft nimmt: die unwiederholbare Entrücktheit.

Zeitzeugen beglaubigen durch ihre bloße Existenz, dass die erzählte Zeit bis in die Erzählzeit hineinragt. Noch mit brüchigster Stimme nähren sie unsere Hoffnung, dass die Vergangenheit überwunden, aber nicht verloren ist, sondern bewahrt bleibt, solange wir zuzuhören bereit sind.

Nicht weil sein besonderes Wissen unrettbar verloren sei, beklagte die europäische Öffentlichkeit den Tod der letzten Soldaten des Ersten Weltkriegs nach 2000 mit Wehmut: „Nun ist mit Choules auch ein Teil deutscher

Geschichte gestorben“¹⁶, titelte die deutsche Presse, als der letzte französische Kriegsveteranen 2008 mit 110 Jahren das Zeitliche segnete, und der französische Präsident machte die Nachricht gleich zum Gegenstand einer Kabinettsitzung: „Die Nation sei tief bewegt, sagte Präsident Sarkozy.“¹⁷ In der aus der Authentizität ihrer Zeugen und Zeugnisse gespeisten Erinnerungskultur zeigt sich die Vergänglichkeit der Zeit aufgehoben, und in der erinnernden Bemächtigung der Vergangenheit halten wir die Zeitzeugen am Leben, weil sie uns einen Hauch von zeitlicher Unvergänglichkeit zuteil lassen werden.

Anmerkungen

1 „Unsere Erinnerung ist kein getreues Abbild der Vergangenheit. Vielmehr gleicht sie einer Geschichte, die wir immer neu schreiben. Dabei sind wir allerdings häufig nicht die alleinigen Autoren. Wann immer wir nämlich mit anderen über Vergangenes sprechen, gleichen wir unbewusst unsere Gedächtnisinhalte einander an.“ Mascha Elbers, Die Mitautoren unserer Erinnerung. Das Gedächtnis ist keine Festplatte, sondern höchst wandelbar. Andere beeinflussen, wie wir uns erinnern, in: *Der Tagesspiegel*, 10.5.2017.

2 Opa und Oma erzählen von der Wiedervereinigung. Sachsen-Anhalt hat einen neuen Geschichtslehrplan eingeführt. Darin wird wenig konkretes Faktenwissen vorausgesetzt und vermittelt. Das ist ein bundesweiter Trend, in: *Die Welt*, 23.8.2016.

3 Saskia Handro: Musealisierte Zeitzeugen. Ein Dilemma. In: *Public History Weekly* 2 (2014) 14, DOI: [dx.doi.org/10.1515/phw-2014-1817](https://doi.org/10.1515/phw-2014-1817).

4 Beredt verteidigte Golo Mann am Ende der 1970er Jahre die wissenschaftsgeschichtlich in die Defensive geratene Auffassung der Alten, Historie sei eine Kunst, „die auf Kenntnissen beruht, und weiter ist sie gar nichts“, gegen den Ansturm der strukturgeschichtlichen Vergangenheitsbetrachtung: „Aber gesamtgeschichtliche Forschungen und Darstellungen (...) müssen etwas ganz anderes sein als eine Summe isolierender Analysen. (...) Hier ist darum die Erzählung das geeignete Prinzip. Erzählung, nicht als bloße Chronik, sondern als Erzählung, die auch erklärt.“ Golo Mann, Plädoyer für die historische Erzählung, in: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, München 1979, S. 40-56, hier S. 53 und 42. f.

5 „Jedermann wird vermutlich der Meinung beipflichten können“, hielt Hans-Ulrich Wehler seinem Antipoden Golo Mann entgegen, „daß das Wort ‚Theorie‘ in den letzten Jahren eine inflationäre Aufblähung erfahren hat“, und fand daran nichts auszusetzen: „(...) durch bewußte Verwendung von Theorien läßt sich auch weiterhin der größte Bodengewinn für die Geschichtswissenschaft erzielen. Eine überlegene Alternative ist in den Gebieten, die ich zu übersehen vermag, nicht zu erkennen.“ Hans-Ulrich Wehler, *Anwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft*, in: ebd., S. 17-39, hier S. 17.

6 Peter Krause: Die Rezeption des Eichmann-Prozesses in der deutschen Presse. Ein Beispiel für die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit zu Beginn der 60er Jahre, phil. Diss. Berlin 1999, S. 69 [ungedrucktes Manuskript].

7 Gideon Hausner: *Gerechtigkeit in Jerusalem*, München 1967, S. 445.

8 Ebenda, S. 452.

9 Ebenda.

10 Vgl. Hanna Yablonka: Die Bedeutung der Zeugenaussagen im Prozess gegen Adolf Eichmann, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, S. 176-198.

11 Sabine Beikler: Flieler soll sich öffentlich entschuldigen. Nach Stasi-Eklat fordert Opposition Erklärung des Kultursenators, in: Der Tagesspiegel vom 21. März 2006.

12 DER SPIEGEL 8/1963 S. 18ff.

13 Albert Speer: Erinnerungen, Frankfurt am Main 1969, S. 524.

14 Ebenda, Klappentext.

15 Ulrich Baer: Einleitung, in: Ders. (Hg.): „Niemand zeugt für den Zeugen“. Erinnerungskultur nach der Shoah, Frankfurt am Main 2008, S. 7-13, hier S. 12 f.

16 So titelte Bild.de am 5. Mai 2011: Letzter Veteran des 1. Weltkriegs gestorben. Claude Stanley Choules wurde 110 Jahre alt, online abrufbar unter: <http://www.bild.de/news/ausland/erster-weltkrieg/letzter-veteran-gestorben-17739994.bild.html> [18.03.2013].

Ebenso hatte die Presse bereits den Tod des letzten deutschen Frontsoldaten Anfang 2008 kommentiert: „Und so nimmt hierzulande auch niemand Notiz, wenn einer dieser Zeitzeugen stirbt - wie denn auch? Im kollektiven Gedächtnis der Deutschen kommen die Veteranen von 1914/18 nicht vor; sie sind eine wahrhaft verlorene Generation, deren Leben, Leiden und Sterben in den Schützengräben an Marne und Somme im Schlagschatten des Zweiten Weltkriegs verschwand.“ Hans Michael Kloth: Der leise Tod des letzten Veteranen, in: Spiegel online vom 24. Januar 2008, online abrufbar unter: http://einestages.spiegel.de/static/topic-albumbackground/1280/der_leise_tod_des_letzten_veteranen.html [18.03.2013].

17 Französischer Veteran des Ersten Weltkriegs gestorben, in: Der Tagesspiegel vom 13. März 2008.

Die Zukunft der Erinne- rungskultur

**Die Debatte um das geplante
Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin**

Leonie Beiersdorf

Leonie Beiersdorf studierte Wirtschaftswissenschaften und Kunstgeschichte u.a. in Cambridge und London. Sie promovierte in Berlin zum Wandel der ostdeutschen Erinnerungskultur im Zeitraum 1989-2009. Heute ist sie Leiterin der Sammlung Kunst und Kunsthandwerk 1800-1945 im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg.

Ich möchte Ihnen einige Gedanken zum geplanten Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin vorstellen, einem der umstrittensten Objekte der Memorialkunst in Deutschland. Und das will etwas heißen, denn über Denkmäler streitet man in Deutschland ja gerne.

Die Polemik gegen das geplante Denkmal als sogenannte Wippe, als banales Spaßobjekt etc. ist sicher bekannt. Es gilt geradezu als schick, den Entwurf mit dem Titel „Bürger in Bewegung“ ästhetisch zu bespötteln. Und tatsächlich setzt das Denkmal noch vor seinem Bau Bürger in Bewegung, etwa eine kleine Bürgerinitiative, wenn auch in einer Haltung des Protests gegen den Entwurf: „Wir lassen uns nicht verschaukeln - keine Wippe auf dem Sockel des Nationaldenkmals!“ konnte man im August dieses Jahres auch in Süddeutschland, etwa in der Frankenpost, lesen.

Historisch betrachtet ist das geplante Nationaldenkmal damit schon bestens gestartet, gehen Denkmäler und Spott doch spätestens seit dem 19. Jahrhundert miteinander einher wie Pech und Schwefel. Aber in diesem aktuellen Fall gibt es, meines Erachtens, eine auffällige Einseitigkeit im öffentlichen Urteil, hier ein paar wahllos herausgegriffene Beispiele der Tiraden deutscher Feuilletons:

„Ein besonders scheußliches Exemplar dieser Konsens- und Staatskultur ist die sogenannte Einheitswippe. Sie ist nur schwer an Infantilität, Regression und Geschmacksarmut zu übertreffen.“ (Ulf Poschardt, Welt, 19.2.2017)

„Elefantöse Flachschaale“ (Andreas Kilb, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.1.2017)

„...ein Monument des Biedersinns, von denkbar größter Belanglosigkeit“ (Hanno Rauterberg, Die Zeit, 20.4.2011)

Es wäre nun offen gestanden ein Leichtes, in diesen Abgesang einzusteigen und Sie 45 min lang mit einer Episode nach der anderen aus dem politischen wie auch künstlerischen Schlingerkurs rund um dieses Denkmalsprojekt zu unterhalten. Die Nummernrevue Einheitsdenkmal böte ein wunderbares Potpourri an Riesen-Bananen, an Schlümpfen, die eine Mauer erklettern, und an renitenten Baby-Fledermäusen – ganz großes Kino.

Aber zum einen bedienen ja wirklich schon die Zeitungen diese Lust am

Spott, und zum anderen erscheinen mir andere Aspekte des gesamten Projekts viel relevanter, und interessanterweise auch vielschichtiger, als die Polemik es erwarten ließe. Ich möchte daher heute einen Schritt zurückgehen und auch gar nicht die vielen Anläufe zum Denkmal reflektieren, als vielmehr den künstlerischen Entwurf einmal ganz nüchtern betrachten, ihn ernstnehmen und nach drei Dingen fragen:

Erstens: was soll das Denkmal? – Es handelt sich hier ja immerhin um ein Nationaldenkmal in der Bundeshauptstadt, nicht nur um ein Zierobjekt für irgendeinen regionalen Marktplatz. Was soll also das neue Denkmal leisten?

Zweitens: was will der Entwurf? – Manchmal gibt es eine Diskrepanz zwischen der Motivation der Denkmalsinitiatoren und dem, was ein Künstler oder eine Künstlerin daraus entwickeln. Diese Diskrepanz kann durchaus fruchtbar sein im Hinblick auf eine inhaltliche Differenzierung bis hin zur Akzentverschiebung. Also zweitens, was will der Entwurf?

Und drittens: kann der Entwurf, so wie er sich darstellt, sein Versprechen einlösen?

Zur leichteren Beantwortung dieser Fragen möchte ich den Entwurf kunsthistorisch einbetten, in dem ich ihn mit wenigen weiteren Denkmälern aus der deutschen Geschichte wie auch aus der Gegenwart vergleiche.

Den Auftakt bildet eine möglicherweise überraschende Feststellung: Bis heute erinnern bundesweit nur extrem wenige Denkmäler an das Thema der friedlichen Revolution von 1989, nur geringfügig mehr Objekte erinnern an die Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands im Jahr 1990.

Diese Ereignisse der jüngeren Vergangenheit haben sich noch nicht im kulturellen Gedächtnis gesetzt, sondern gehören vorrangig noch zum Bereich der persönlichen Erinnerung. Auch die Erinnerung an die DDR bzw. die Phase der staatlichen Teilung ist noch nicht institutionalisiert. Das heißt, es gibt noch keine weithin akzeptierte Master-Erzählung, sie ist noch im Entstehen begriffen. Wir befinden uns aber bereits an der Schwelle zu einer solchen Institutionalisierung. Das passiert typischerweise eine Generation

nach dem jeweils zu erinnernden Ereignis. An diesem Prozess sind, gerade wenn es um Zeichen im öffentlichen Raum geht, neben Zeitzeugen und Historikern auch Politiker und Künstler beteiligt. Den Künstlern kommt eine große Verantwortung als Übersetzer zu, denn sie finden eine Bildsprache, eine visuelle Formel für die Vergangenheit. Eine Denkmalsetzung ist dabei immer eine Verdichtung von Geschichte, eine Reduzierung von Komplexität. Die Vielfalt individueller Erinnerungen bricht sie herunter auf einen Wert oder eine Haltung, mit der sich eine Gemeinschaft kollektiv identifizieren soll. Denken Sie etwa an Opfermahnmale des Nationalsozialismus mit ihrer Hauptbotschaft: Nie wieder!

So klar und reduziert ist die Deutung der Ereignisse von 1989 und 1990 noch nicht. Dabei ist der Respekt vor der friedlichen Revolution durch Teile der DDR-Bürger in Ost und West doch recht groß und aufrichtig empfunden. Die Bewertung der deutschen Einheit als kollektive Errungenschaft ist innerhalb Deutschlands strittiger, verbinden sich damit gerade im Osten enorme biographische Brüche, Vertrauensverluste, das Gefühl mangelnder Anerkennung und langjährige ökonomische Sorgen.

Gerade diese Ambiguität in der Bewertung der deutschen Einheit beförderte 1998 einen ersten Vorstoß zu einem Freiheits- und Einheitsdenkmal aus den Reihen ehemaliger DDR-Bürgerrechtsaktivisten. Nach Vorstellung der Initiatoren Lothar de Maizière, Günter Nooke, Jürgen Engert und Florian Mausbach sollten jedoch beide ‚Erinnerungsorte‘ der DDR – die friedliche Revolution und die Überwindung der deutschen Teilung – zusammen gedacht werden. Das künftige Denkmal sollte zum Einen ein Zeichen der Anerkennung all jener mutigen Menschen sein, die im Herbst 1989 ihre Angst überwinden, auf die Straße gingen, gewaltlos dem DDR-Machtapparat gegenübertraten und schließlich das Unrechtsregime stürzten. Auch wer nicht dabei war, kennt aus den Bildmedien die Fotografien von zahlreichen Berliner und Leipziger Demonstranten bei Nacht, ihre angespannte Ruhe im Licht kalter Straßenlaternen wie auch im Schein ihrer Kerzen.

Zweitens wollten die Initiatoren „kein repräsentatives Staatsmonument [...], sondern ein Bürgerdenkmal“, das „die befreiende Freude zum Ausdruck bringt, die der Mauerfall ausgelöst hat – ein Denkmal des historischen Glücks und der Freudentränen“. Da kommen also andere Bilder aus dem Herbst `89 in den Sinn: die Eroberung der Berliner Mauer als sichtba-

res, geradezu symbolisches Zeichen der Grenzöffnung und der gemeinsamen Freude. Viele von uns, egal ob im Osten oder im Westen sozialisiert, verbinden mit der friedlichen Revolution bis heute eine stark emotionale Erinnerung.

Das im Kontrast hierzu eher distanzierte Verhältnis zur deutschen Einheit entwickelte sich soziologischen Untersuchungen zufolge erst in den Krisen-Jahren der späteren 1990er, also just in der Zeit, in der es die erste Initiative zum Berliner Freiheits- und Einheitsdenkmal gab. Damals konnte sich die Denkmalsinitiative im Bundestag noch nicht durchsetzen. Für viele war der Einigungsprozess noch zu jung und angesichts von hoher Arbeitslosigkeit, erschreckender Abwanderung und ähnlichen Problemen zu fragil, um ihn schon als Erfolg zu materialisieren.

Für andere war vor allem der Zeitpunkt unpassend, denn gerade wurde das Mahnmal für die ermordeten Juden Europas heftig diskutiert. Die darin zum Ausdruck kommende selbstkritische Haltung der Bundesrepublik angesichts der historischen Schuld Deutschlands wollte man nicht durch ein gleichzeitig betriebenes Freudendenkmal eines wiedererstarteten Staates im Herzen Europas relativieren. So verlief der erste Anlauf hin zu einem zentralen Freiheits- und Einheitsdenkmal im Sande.



Dr. Leonie Beiersdorf begeisterte mit Ihren Ausführungen zum Einheits- und Freiheitsdenkmal **Laura Wirsching**

Fern der Hauptstadt schritten jedoch zahlreiche kleinere Kommunen zur Tat. Und so wurden gerade in westdeutschen Städten und auch Dörfern auffallend viele Bäume zum Gedenken an die Wiedervereinigung gepflanzt. Das ist, wenn ich mit den Worten von Prof. Sabrow sprechen darf, dem typisch westdeutschen ‚Empörungsgedächtnis‘ geschuldet, einer Deutung der DDR, die den Staat primär als Unrechtsstaat begreift, und die Überwindung der SED-Diktatur rituell mit der Pflanzung eines Baumes bestätigt.

Dem spezifischen Trauma, nicht mehr Bundeshauptstadt zu sein, hängt man in Bonn durchaus auch heute noch nach. Insofern entstand 2014 in der Beethovenstadt am Rhein kein teures künstlerisches Denkmal auf den Marktplatz. Stattdessen wurden an einer Uferpromenade des Rheins, ein bisschen außerhalb in Richtung Beuel, drei junge Bäume gepflanzt: Eine Buche als Repräsentantin des Westens, eine Kiefer als typisches Gewächs des Ostens und, als Dreiecksspitze positioniert, eine Eiche, als den gesamtdeutschen Baum.

In ostdeutschen Kommunen gibt es diese Symbolbotanik als Ersatz für Kunstdenkmäler ebenfalls, als Beispiel sei die Einheitseiche in Stralsund, ebenfalls aus dem Jahr 2014, genannt. Die Baumpflanzungen fanden aber auch schon in den 1990ern statt und ziehen sich bis heute durch. So gibt es mancherorts eine Einheitslinde, dann wieder einen Einheitsginkgo wegen seiner Blattform, die die gesellschaftliche Zweieinigkeit symbolisieren soll. Und ganz Mutige deuten den bundesdeutschen Einheitsginkgo kulturgeschichtlich durch bis zum Nationaldichter Goethe und dessen westöstlichen Divan von 1819, der sich jedoch, wie man es auch wenden mag, für den Dialog eines anderen Westen mit einem anderen Osten stark machte.

Als Kunsthistorikerin halte ich diese Gedenkbäume für ein Zeichen von Hilflosigkeit und einen Ausdruck von größtmöglicher Banalität, der die Chancen von qualitativvoller Kunst, Denkanstoß zu sein, verspielt. Bäume stellen einen Minimalkonsens dar, sie sind nicht teuer, sie tun niemandem weh, und im Zweifelsfall ist der Gedenkinhalt ohnehin nicht erkennbar. So mancher Hundebesitzer dürfte überrascht aufblicken, wüsste er, welch bedeutsamen Baum Fiffi gerade besucht hat.

Eine Biologin würde meine Kritik an Gedenkbäumen vielleicht anders sehen. Und da wir heute bei der Friedrich-Ebert-Stiftung zu Gast sind, unterstelle ich einmal, dass Loki Schmidt dazu sagen würde: Was soll's?

Jeder zusätzliche Baum ist ein guter Baum. Und ein Politikwissenschaftler würde vielleicht konzidieren: Naja, der Einigungsprozess wird noch viele Jahre oder Jahrzehnte andauern. Da ist das Symbol eines noch wachsenden Baums ganz adäquat.

Während man in Berlin also mit dem ersten Anlauf zu einem Freiheits- und Einheitsdenkmal scheiterte und vielerorts Baumschulen Umsatz machten, gab es vereinzelt in ostdeutschen Städten mutigere Parlamente, die sich für echte Denkmäler ausgesprochen haben – also für künstlerische Zeichen, die im öffentlichen Raum Erinnerung wecken sollen, und damit umfasse ich alle Dinge, die mehr sind als eine Gedenktafel und weniger als eine museale Gedenkstätte.

Drei der frühesten Denkmalsetzungen zur friedlichen Revolution (nicht für die deutsche Einheit) erfolgten 1999 in Leipzig, 2003 in Magdeburg und 2010 in Plauen. Es sind also seltene und nur vereinzelt Objekte, die als künstlerische Zeichen gesetzt wurden. Welche Ikonographie hat sich für diesen spezifischen Denkmalszweck entwickelt?

Auf dem Kirchhof vor der Leipziger Nikolaikirche, diesem bedeutenden Schauplatz der friedlichen Revolution, steht eine palmbekrönte, klassizistische, strahlendweiße Säule. Die sogenannte Nikolaisäule zitiert die Innenausstattung der Nikolaikirche und erinnert somit an die Bewegung von den Montagsgebeten im Schutz des Kirchenraums hinaus in den öffentlichen Raum. Die Säulen im Kircheninnern stammen ihrerseits aus der Zeit der Aufklärung und erinnern in diesem Kontext an stolze Freiheitstraditionen von vor 200 Jahren. Sie konstruieren so für die friedliche Revolution von 1989 eine Kontinuität nicht zu brechender Freiheitsbestrebungen. Die palmbekrönte Säulenform ist also lokal bedingt und lokal zu verstehen.

Das Bürgerdenkmal in Magdeburg, in unmittelbarer Nähe des Doms, ist eine runde, nach oben geöffnete Stahlplastik. Sie hat eine aufbrechende Form, die quasi den Auftakt zu einer Bewegung bildet. Nachts dringt Licht von innen nach außen. Beim Beispiel aus Plauen herrscht ein ähnliches Grundprinzip vor. Die Stahlform wird quasi aufgerissen von einem Lichtstab, der als weißer Kern aus ihrem Innern herauswächst und besonders nachts die Form dominiert.

Das Thema des Lichts, das sich Bahn bricht und sogar eine starre Wand überwindet, ist zu einer gängigen Metapher geworden für die Erinnerungszeichen zur friedlichen Revolution. Es kann assoziiert werden mit dem christlichen Licht, was zumindest bei den Anfängen der Friedensbewegung keine Verzerrung darstellt. Es ist zudem ein politisches Lichtzeichen für den Neuanfang. Doch überwiegt wohl in den meisten Fällen eine ganz direkte Assoziation mit den Kerzen, die die Demonstranten in der Nacht trugen und die ein wesentliches Merkmal der Gewaltfreiheit darstellten.

In allen drei genannten Fällen früher Denkmäler für die friedliche Revolution sehen wir hochaufrechte Formen, die über die individuell-menschliche Dimension hinausgehen. Sie sind aus Materialien gebaut, die einen Ewigkeitsanspruch verkörpern. Auch wenn die Beispiele aus Plauen und Magdeburg modern anmuten, so tragen sie die klassischen Grundzüge der Denkmälertradition des 19. Jahrhunderts in sich. Da ist etwas Erhabenes und Bedeutendes, zu dem das Individuum aufblickt.

Die Kombination aus hoher, aufrechter Form und bekrönendem Licht kennen wir seit der Antike, häufig in Form eines sich nach oben verjüngenden Pylonen mit Flammenschale. Exakt dieses Prinzip ist in den ostdeutschen Bundesländern von unzähligen Denkmälern für die Opfer des Faschismus zitiert worden. Wie die meisten sozialistischen Denkmäler stehen auch sie noch unverändert im öffentlichen Raum. Ich möchte aber gerne eine weitere Gruppe an Denkmälern in Erinnerung rufen, die halb vergessen sind, das Prinzip eines Turms mit Lichtkrone aber geradezu vollendet hatten.

Ich spreche von den sogenannten Bismarcktürmen und -säulen, die vor 100 Jahren quasi flächendeckend über das Deutsche Reich verteilt wurden. Nach Bismarcks Tod sollten diese Türme vorrangig an dessen Leistung der Reichseinigung von 1871 erinnern. Die Initiative zu einem dezentralen Bismarck-Denkmal hatten die Burschenschaften, die 1899 einen Wettbewerb auslobten. Der Siegerentwurf von Wilhelm Kreis mit dem Titel „Götterdämmerung“ wurde in den Folgejahren in diversen Varianten über 200-mal errichtet. Heute existieren noch über 140 dieser Bauwerke aus dem Kaiserreich, die auf Anhöhen errichtet worden waren, um zu bestimmten Tagen in den Abendstunden ein Feuersignal zu senden, das von den benachbarten Bismarcktürmen aus sichtbar sein sollte. In diesem Ritus schwingt eine Vorstellung von heidnisch-germanischen Stämmen mit, die miteinander kommunikativ in Beziehung stehen.

Das Konzept der Bismarcktürme bestand in einem flächendeckenden und dezentralen Erinnerungszeichen, einer Art Teppich, der das noch junge Deutsche Reich symbolisch eint. Es gab sogar Bismarcktürme im Norden Papua-Neuguineas und in Tansania, die Kolonien wurden also auch vereinigt. Die Idee des dezentralen Denkmals war modern, und die reduzierte Form war hierfür ebenso effektiv wie erfolgreich. In der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts stellten die Bismarcktürme ein modernes Nationaldenkmal für die deutsche Einheit dar. Das Einheits-Thema war erinnerungspolitisch und gestalterisch also schon einmal da.

Mit diesem Hintergrundwissen kehren wir nun gedanklich zurück nach Berlin. Die Initiatoren des Freiheits- und Einheitsdenkmals wünschten – im Unterschied zu den Bismarckkehrungen – ein zentrales Erinnerungsobjekt in der neuen alten Hauptstadt Berlin.

Das hatte vielerlei durchaus gute Gründe. Besonders hervorzuheben ist der Umstand, dass Berlin nach der Überwindung der Teilung ein außerordentliches Forum für Identitätspolitik darstellte. Das umgebaute Reichstagsgebäude als Symbol einer neuen und modernen Demokratie, die vielen neuen Mahnmale für verschiedene Gruppen der nationalsozialistischen Opfer, die oftmals gerade in der DDR noch nicht oder kaum anerkannt waren, die Geschichte der Teilung und der Mauertoten – all diese Aspekte und Bedeutungen wurden binnen weniger Jahre physisch in die Struktur dieser Stadt eingeschrieben. Die schiere Dichte der neuen Erinnerungszeichen ist frappierend. Andere, ältere memoriale Zeichen wurden zeitgleich aus der Erinnerungslandschaft gelöscht oder überschrieben, ich erinnere nur an die Debatte um den Abriss des Palasts der Republik und die Rekonstruktion des Stadtschlosses.

Die Stadt Berlin, insbesondere Mitte und Tiergarten, entwickelten in dieser Zeit eine große Sogwirkung auf materielle Akte der Selbstvergewisserung gesellschaftlicher Gruppen. Diese Wirkung war so groß, dass Leipzig, die inoffizielle ‚Heldenstadt‘ des Herbstes `89, sich nur mit einem eigenen Freiheits- und Einheitsdenkmal als Parallelprojekt ins Spiel bringen konnte. Dass Leipzig seit den 1990ern in mehreren Schritten, Wettbewerben, Denkmalsetzungen und aber auch Absagen um eine geeignete Form der Erinnerung ringt, sei hier nur erwähnt.

Ein Berliner Freiheits- und Einheitsdenkmal sollte schließlich auf Wunsch des Bundespräsidenten, der Regierungsparteien und der Kulturstaatsminister in Berlin entstehen. 2006 wurde von der Deutschen Gesellschaft e.V., einem von Willy Brandt und Lothar de Maizière gegründeten überparteilichen Bürgerverein, der zweite Vorstoß unternommen, ein Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin zu schaffen. Die Einweihung des Mahnmals für die ermordeten Juden Europas lag inzwischen ein Jahr lang zurück, diesbezüglich war also der politische Anstand gerade eben gewahrt. Und tatsächlich resultierte die neue Initiative in einem im Bundestag erfolgreich durchgebrachten Antrag, hier ein Auszug des Beschlusses vom 9. November 2007:

„Die Bundesrepublik Deutschland errichtet
in Erinnerung an die friedliche Revolution im Herbst 1989
und an die Wiedergewinnung der staatlichen Einheit Deutschlands
ein Denkmal der Freiheit und Einheit.“

Die ungewöhnliche Tatsache, dass dezidiert zweier so bedeutender und strukturell unterschiedlicher Ereignisse in einem Denkmal gedacht werden sollte, lässt sich als politische Respektsbezeugung gegenüber der ostdeutschen Bürgerrechtsbewegung deuten, nicht zuletzt aber auch als Reaktion auf eine mangelnde Präzision im Sprachgebrauch erklären. In der öffentlichen Debatte wurde das Denkmal oft auf ein ‚Einheitsdenkmal‘ verkürzt, ohne die notwendige Vorgeschichte zu wertschätzen. Vor dieser Verkürzung hatte bereits der Sozialhistoriker Jürgen Kocka 1998 eindringlich gewarnt, die Bürgerrechtsbewegung hatte nicht die Einheit zum Ziel. Und so plädierte auch der Ausschuss für Angelegenheiten der neuen Länder im Jahre 2001: „Erst durch die erkämpfte Freiheit wurde die Einheit möglich.“ (Drs. 14/7209).

Nach Ansicht der Deutschen Gesellschaft sollte sich das Gedenken gleichermaßen auf die friedliche Revolution von 1989 und den Tag der Einheit beziehen, es soll Rückblick und Anstoß zu demokratischem Aufbruch sein. Hierin kommt der Wunsch zum Ausdruck, dass mit dem Blick zurück in die Vergangenheit Orientierung geboten werde für die Zukunft.

Als konkreter Standort war von den Initiatoren von Beginn an der ehemalige Sockel des Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmals auf der Schlossfreiheit, direkt vor dem Berliner Schloss, erkoren worden. Das neobarocke Reiterstandbild aus dem Jahr 1897 verkörpert aufs Opulenteste die wilhelmini-

sche Herrschaftssymbolik. Hoch zu Ross hat Reinhold Begas Wilhelm I. dargestellt, den ersten Kaiser des neuen deutschen Kaiserreichs, der die Bismarcksche Reichseinheit in sich verkörperte. Löwen bewachten sein Postament, Streitwagen bekrönten die Kolonnaden, die das Denkmal hinterfingen und verwiesen auf den Sieg gegen Frankreich 1871. Die Sprache dieses Denkmals war klassisch und beeindruckend, seine Größe war enorm. Allein der Sockel ist 70 m breit. Dieses Nationaldenkmal war quasi das Pendant, wenn nicht sogar das Konkurrenzdenkmal, zu den dezentralen Bismarcktürmen landesweit. Das Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmal wurde im Zusammenhang mit dem Schlossabriss 1950 zerstört. Der Sockel blieb fortan leer.

An die Stelle des früheren kaiserlichen Reiterstandbilds sollte nun mit dem neuen Freiheits- und Einheitsdenkmal ein Bürgerdenkmal treten, das an eine Revolution des Volkes und damit an eine Revolution von unten erinnert. Der Berliner Theologe Richard Schröder formulierte dies 2007 so: „Statt Einheit von oben, ermöglicht durch Blut und Eisen und in Versailles proklamiert, nun ein Denkmal für die Einheit von unten, ermöglicht durch eine friedliche Revolution im Einvernehmen mit allen Nachbarn.“ (Protokoll 16/34, Ausschuss Kultur und Medien, 9. Mai 2007).

Befürworter der Schlossfreiheit als Standort des zu bauenden Freiheits- und Einheitsdenkmals verwiesen auch auf die Nähe zum Ort des Volkskammerbeschlusses über den Beitritt zur Bundesrepublik wie auch zum Ort der Unterzeichnung des Einigungsvertrages, dem Kronprinzenpalais.

Auf den Bundestagsbeschluss zur Errichtung des Denkmals folgte ein erster Ideenwettbewerb zu seiner Gestaltung. In Demokratien ist dies ein typischer Vorgang. Wenn alle Vorschläge anonymisiert vorliegen, berät darüber eine Jury aus Fachleuten, prämiert die besten Entwürfe und empfiehlt die Umsetzung eines Siegerentwurfs.

2009 wurde ein offener, internationaler Wettbewerb ausgelobt, der sage und schreibe 532 Ideen von Künstlern, aber auch von vielen Laien brachte. Diese Zahl ist ungewöhnlich groß. Darunter waren die berühmt-berüchtigte große Banane, oder auch das Denkmal der Schlümpfe. Eigentlich hätten aus diesem Ideen-Pool 20 Entwürfe in eine zweite Runde ausgewählt werden sollen, doch stellte das Preisgericht fest, dass dies keinen Sinn machte.

Die durchschnittliche Qualität entsprach nicht der Aufgabe, manches war auch schlicht unseriös.

Der schöne Gedanke der Bürgernähe und weltoffenen Haltung scheiterte leider an einer viel zu weit gefassten Aufgabenstellung. Das Denkmal hatte ohnehin schon mit Freiheit und Einheit gleich zwei sperrige Abstrakta zu bedienen. Im ersten Wettbewerb sollten aber zusätzlich noch weitere Freiheitsbewegungen der deutschen Geschichte reflektiert werden, etwa die Revolution von 1848 oder der Aufstand vom 17. Juni 1953.

Ich sagte eingangs schon: ein Denkmal verdichtet, es reduziert Komplexität. Man könnte es auch anders formulieren: Ein gutes Denkmal kann kein Geschichtsbuch sein.

Die öffentliche Debatte um den Wettbewerb und die Entwürfe war rege, aber das Denkmalsprojekt büßte durch den Lapsus der Ausschreibung und die unseriösen Beiträge erheblich an Respekt ein. Hier erfuhr die Polemik einen ersten Schub. Der Entwurf einer Karlsruher Kunststudentin, die schon 2007 bei einem von der Bundesstiftung Ausarbeitung ausgelobten Wettbewerb teilgenommen hatte, wurde etwas ernster diskutiert. Es handelt sich um zwei Kreissegmente, die aus einem bestimmten Blickwinkel ein Ganzes ergeben. Die Idee ist bestechend einfach, ästhetisch klar, aber letztlich nicht überzeugend: das Thema der Freiheit und der Freude darüber wird nicht deutlich, und die Einheit wird als genuin unmöglich verewigt, denn die beiden Formen bleiben stets getrennt.

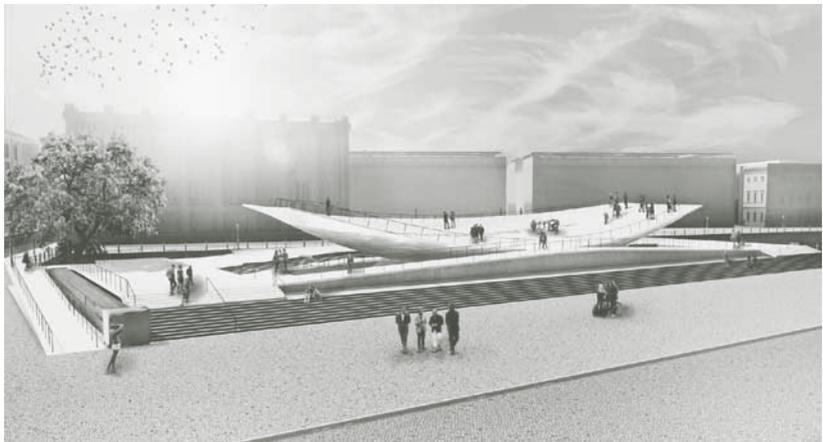
2010 fand ein zweiter, nicht-offener Wettbewerb statt. Das heißt, es wurden zunächst Architekten und Künstler aufgefordert, sich um die Teilnahme am Wettbewerb zu bewerben. Dazu mussten sie bestimmte Qualifikationen nachweisen können. Von diesen wurden 28 Teilnehmer dann zum Wettbewerb zugelassen, der mit einer reduzierten Ausschreibung gute Ideen hervorbrachte.

Von den drei Preisträger-Entwürfen konnte sich schließlich das mit Abstand gewagteste und ungewöhnlichste Projekt, „Bürger in Bewegung“, durchsetzen. Es wurde von der Jury zur Umsetzung empfohlen.



Entwurf für das Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin © Milla & Partner

Wir sehen hier die räumliche Gesamtsituation: Der Sockel des einstigen Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmals wird von einer weiten, sanft gebogenen goldenen Schale eingenommen. Sie antwortet formal auf den ebenfalls langgestreckten Baukörper des Schlosses wie auch auf den historisch bedeutsamen Fassadenrisalit des sogenannten Karl-Liebknecht-Portals, eingebaut in das ehemalige Staatsratsgebäude der DDR. Die lange abstrakte Form gibt dem Areal einen selbstbewussten Akzent, fügt sich aber auch in die bestehende Raumsituation ein. Frühere Sichtachsen werden gewahrt.



Entwurf für das Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin © Milla & Partner

Aus dieser Perspektive blicken wir mit dem Schloss im Rücken auf das Denkmal auf der Schlossfreiheit. Im Hintergrund sind die Schemen der Schinkelschen Bauakademie angedeutet. Hier wird das Hauptmerkmal des Denkmals deutlich: Es soll ein Ort der Begegnung sein, den man betreten kann. Alle Wege führen hinein. Es ist weniger ein Symbol, denn eine große offene Einladung. Das Denkmal will betreten werden. Der Betrachter blickt nicht mehr wie im 19. Jahrhundert und bis in die 1980er Jahre hinein üblich von unten zum ehrenwerten Denkmal auf, sondern er soll das Denkmal selbst füllen. Wir werden so zu Akteuren. Die frühere Beziehung zwischen zu ehrendem Ereignis und demütigen Betrachtern, oben und unten, aktiv und passiv, wird somit umgekehrt.

Das Prinzip ist nicht gänzlich neu, denken Sie etwa an die gläserne Reichstagskuppel von Norman Foster. Wir Besucher, das Volk, der Souverän, können uns darin bewegen, während das Parlament, unsere Vertreter, im Plenarsaal unter uns tagen. Das war 1999 etwas radikal Neues und international singular. Aber in der Denkmalkunst ist dieser Gedanke des souveränen, aktiv erkundenden Besuchers noch selten, und daher noch ungewohnt.

Sie haben vielleicht schon einmal das Mahnmal für die ermordeten Juden Europas besucht, das Stelenfeld in Berlin? Auch dort wird mit der physischen Erfahrung gearbeitet, wenn man sich auf die räumliche Situation einlässt und sich in das Stelenfeld hineinbegibt. Der Boden ist uneben, die Stelen schief, irgendwann sind sie höher als man selbst, die Sicht ist eingeschränkt, die Kontrolle über die Situation ist latent verloren. Das bewirkt bei vielen ein Gefühl von Unwohlsein, also eine leichte emotionale Reaktion. Das Denkmal holt uns so aus der ‚Komfortzone‘ des gewohnten Alltags. Es schafft damit einen Moment, in dem uns der Gedenkinhalt anders berührt oder anders erreicht, als wenn wir vor einer Skulptur stehen und in völliger Kontrolle der Situation eine Gedenkinschrift lesen.

Dieses Prinzip der produktiven Störung des Alltäglichen ist nicht als Eventkultur abzuurteilen, sondern stellt die Übersetzung von Lernpsychologie in Memorialkunst dar. Nichts anderes geschieht am geplanten Freiheits- und Einheitsdenkmal. Die Idee, dass durch das Gewicht von vielen Menschen die Schale langsam und geräuscharm in eine sanfte Bewegung gesetzt wird, ist im Grunde eine Fortentwicklung bestehender Tendenzen der Denkmalkunst, gerade in Deutschland, wo in den letzten zwanzig Jahren im

internationalen Vergleich bemerkenswert viele neue Ansätze zu einer neu definierten materiellen Gedenkkultur entwickelt worden sind.

Zu den Entwerfern Milla & Partner zählte ursprünglich die international renommierte Choreographin Sasha Waltz, die – vom Tanz kommend – Raum immer in Bewegung erfährt oder auslotet. Und so erklärten Milla & Partner und Sasha Waltz:

„Wenn sich die Menschen in einer größeren Gruppe verständigen, können sie das Denkmal bewegen. Freiheit und Einheit sind keine dauerhaften Zustände, sondern müssen stets neu gestärkt und definiert werden, sie erfordern ständiges Engagement.“

Es ist kein Denkmal der Vereinzelung, sondern des kollektiven Erlebens und der Begegnung.

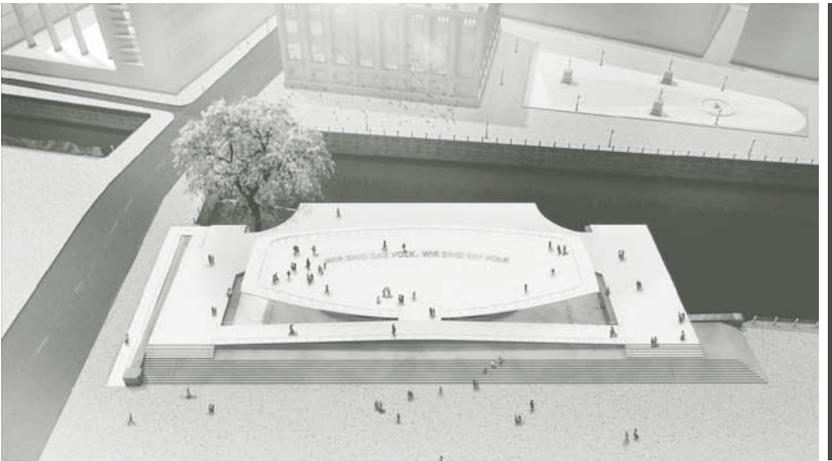
Natürlich wird das den Besuchern auch schlicht und einfach Freude machen. Darum geht es ja auch bei Freiheit und Demokratie: um Freude, um Heiterkeit, um Lust am Leben ohne Mauern und in Freiheit und Einheit. Die Schale ist also sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinne eine Verkörperung einer Bürgerbewegung. Das gemeinsame Engagement und seine Errungenschaften werden in die Gegenwart und Zukunft symbolisch weitergetragen.“

In der Aufsicht auf das Modell des Denkmals wird deutlich, dass die Asphaltoberfläche von eleganten Linien durchzogen wird. In den Worten der Künstler bezeichnen diese die sogenannten „Beweggründe“: Es sind in den Boden eingelassene Zitate engagierter Bürgerrechtsaktivisten und Demonstranten mit ihren individuellen und vielfältigen Motivationen. Sie überziehen die Denkmaloberseite von Rand zu Rand und leiten so den lesenden Besucher über die Weite der Fläche. Auch im Akt des Lesens wird man also in Bewegung gebracht.

Die beiden Schlüsselsätze der friedlichen Revolution, die Selbstermächtigungsformel „Wir sind das Volk. Wir sind ein Volk.“, stehen zentral. Sie sind natürlich ein historisches Zitat, dessen Gehalt wegen der teleologischen Idee der Wiedervereinigung jedoch umstritten ist. Aufgrund der Monumentalisierung der Buchstaben kommt hierin aber vor allem ein Appell an die Gegenwart zum Ausdruck. Möglicherweise ist die goldene Antiqua kein äs-

thetischer Glücksgriff bei einem ansonsten stimmigen Monument, das ohne frühere Ausdrücke des wilhelminischen Pathos auskommt. Die Buchstaben sind jedoch im wahrsten Sinne des Wortes „besetzbar“. Die Menschen sollen auf den Buchstaben verweilen, essen, sich ausruhen können.

Vielleicht sollte man dieses Denkmal daher grundsätzlich weniger als Objekt, denn als Ort verstehen, als Platz oder auch als Raum, der gleichermaßen offen ist für spielerische wie offizielle Nutzungen. Die verengte Sichtweise in den Feuilletons auf die reine Möglichkeit der Bewegung halte ich für einen großen Fehler. Die Neigung der Schale stellt nur einen Moment, nur eine Form der Aneignung dieses Ortes dar. Es besteht gerade kein Gedenk- oder Handlungsimperativ. Besucher können auch einfach nur lesen oder sich setzen.



Entwurf für das Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin © Milla & Partner

Diese Multiperspektivität ist ein extrem hohes Gut in einer Demokratie, in der die Gesellschaft prinzipiell als etwas Plurales verstanden wird. In der Denkmalkunst tritt solche Multiperspektivität nur selten so deutlich zutage.

Wenn man darauf hoffen darf, dass für körperlich eingeschränkte Menschen die Teilhabe an diesem Ort tatsächlich möglich sein wird, und wenn wir darauf bauen dürfen, dass die Ingenieurskunst es gestattet, dass sich dieses Objekt tatsächlich ab und an bewegt, dann glaube ich, haben wir es

hier mit einem klugen Entwurf zu tun.

Er erinnert an die Freiheit und die Einheit, er beinhaltet demokratische Prinzipien, indem er verschiedenartige, vielleicht sogar kontroverse Perspektiven zulässt und sie in ihrer Verschiedenheit respektiert. Er setzt auf die Beteiligung der Menschen als Akteure, ohne ihnen einen Imperativ zu geben, was genau sie an diesem Ort zu tun hätten.

Jemand von den Organisatoren des Häftlingstreffens hatte meinem Beitrag heute netterweise einen hübschen – und völlig vermessenen Titel: Die Zukunft der Erinnerungskultur – gegeben. Ganz so weit in die Zukunft kann ich leider nicht schauen, meine Glaskugel müsste wohl mal wieder geputzt werden. Aber die Ansätze einer Denkmalskunst, die uns Betrachter zu Akteuren macht und die somit eine Vielzahl an Deutungen gestattet und auszuhalten vermag, mehren sich bereits in der Gegenwart. Die ersten solchen Monumente gab es mit den sogenannten Gegen-Denkmalern in den 1980er Jahren. Mittlerweile wird aus der einstigen Gegen-Position zur memorialen Konvention eine so starke Strömung, dass sie durchaus Konsens finden kann.

Warum gibt es dennoch die eingangs erwähnte Polemik?

Die kritische Distanz vieler Wissenschaftler und Journalisten zum Entwurf „Bürger in Bewegung“ speist sich aus vielfältigen Motiven, die zu beurteilen einer eigenen Untersuchung bedürfte. Die zeitgenössische Denkmalskunst wird häufig von Vorbehalten begleitet. Ich möchte das jedoch gar nicht diskreditieren, im Gegenteil. Angesichts der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts und auch der jüngeren Entwicklungen europäischer Wahlergebnisse halte ich die Freiheit der Kunstkritik und der Presse für ein unschätzbar hohes Gut. Die öffentliche Debatte wird zwar bedauerlicherweise nicht immer kenntnisreich geführt. Allein die Tatsache, dass Milla & Partner sich nicht Künstler nennen, sondern in Stuttgart eine „Eventagentur“ führen, stellt für die überwiegend westdeutsche Kunstkritik offenbar eine ungeheure Provokation dar. Hier, scheint es, wird eine alte bürgerlich-intellektuelle Bastion gegen die Banalisierung von Kultur verteidigt. Nichtsdestotrotz kann eine fundierte und für neue Konzepte der Memorialkunst offene Kunstkritik der Qualität von Erinnerungszeichen im öffentlichen Raum nur zugutekommen. Der Gedanke eines kritischen

Korrektiv – gerade bei Nationaldenkmälern in einer Gesellschaft, die sich nicht mehr primär über das Nationale definiert – wäre überaus reizvoll.

Zwischen Korrektiv und Polemik existiert jedoch ein Graben, der auf ein grundsätzliches Akzeptanz-Problem des konkreten Denkmalvorhabens verweist. Die Kulturpolitik, und hier insbesondere ihr Wirken in Symbolhandlungen, dient häufig als Ventil für gesellschaftliche und politische Stimmungen, die andernorts im politischen Prozess keinen vergleichbaren Grad an Öffentlichkeit erreichen. Auch das Freiheits- und Einheitsdenkmal wird so zu einem Forum der Meinungsäußerung angesichts der Effekte bzw. der ausgebliebenen Effekte der deutschen Einheit. Dies geht Hand in Hand mit einer nachweislichen Herausbildung nicht so sehr einer gesamtdeutschen, als vielmehr einer neu empfundenen ostdeutschen Identität. Die Diskrepanz zwischen (empfundener) Lebenswirklichkeit und dem intendierten feierlichen Gedenkinhalt befördert einen gewissen Zynismus, der sich offenkundig auch an der Form des Denkmals entzündet.

Doch nicht nur der Bezug zur deutschen Wiedervereinigung, sondern auch die Erinnerung an die friedliche Revolution hat Gegenspieler. In der zunehmenden Institutionalisierung dieses ‚Erinnerungsortes‘ geht sukzessive das Bewusstsein dafür verloren, dass keineswegs alle DDR-Bürger 1988/89 mit dem Ruf nach mehr Freiheiten sympathisierten. Die Anhänger der SED, „Verlierer der Wende“, haben zudem in der neuen Bundesrepublik mehrheitlich keine Stimme. Manchmal ist ihre Abwehrhaltung dennoch zu spüren. So durfte das Bürgerdenkmal aus Magdeburg nicht mitten auf dem Domplatz entstehen, wo 1989 die Massenkundgebungen stattgefunden hatten, weil der langjährige Leiter der Unteren Denkmalschutzbehörde keinen Quadratmeter des historischen Pflasters aus dem 18. Jahrhundert opfern wollte für ein Denkmal zu Ehren eines Ereignisses, das in seinen Augen ohnehin keiner Erinnerung würdig sei.

Keine dieser gesellschaftspolitischen Stimmungen hat etwas mit dem konkreten Denkmalsentwurf „Bürger in Bewegung“ zu tun. Das haben wir uns genau angesehen. Dieses Denkmal – so es gebaut wird, und davon ist momentan auszugehen – erfüllt die gestellte Aufgabe, in adäquater Weise an die friedliche Revolution und die deutsche Einheit zu erinnern. Und es bietet darüber hinaus mit seinem innovativen Zugang zur kollektiven Erfahrung und individuellen Nutzung des Raums wie auch mit seiner

Offenheit für unterschiedliche Perspektiven und Deutungsansätze der Vergangenheit weitaus mehr.

Das Denkmal findet seine natürliche Grenze in der Genese von konkreten Antworten, etwa auf Fragen zur Bedeutung der Freiheit und der Einheit in unserer politischen Gegenwart. Diese müssen schon wir selbst verhandeln.

Ein Denkmal kann nur Anstoß sein, wenn auch ein sehr wirkungsvoller.



Diskussion Martin Klähn und Leonie Beiersdorf **Charlotte Ortmann**

Zeit- reisen

**Zeitgeschichte und Zeitzeugen
im Nordmagazin des NDR-Fernsehens**

Siv Stippe Kohl

Siv Stippe Kohl hat ein Studium der Politik und Sozialpsychologie absolviert und beschäftigt sich seit Jahren journalistisch mit zeithistorischen Themen. Seit 2002 ist sie als Redakteurin beim Norddeutschen Rundfunk in Mecklenburg-Vorpommern tätig.

Sonntags ist „Zeitreisen“-Zeit im Nordmagazin, dem regionalen Fernsehmagazin für Mecklenburg-Vorpommern, das täglich zwischen 19:30 und 20:00 Uhr im NDR-Fernsehen ausgestrahlt wird. Im Mai 2017 ist die 900. Folge der ältesten Serie des Nordmagazins gesendet worden und auch nach beinahe zwanzig Jahren bleibt die „Zeitreise“ eine der beliebtesten Formate innerhalb des Magazins, was sowohl an den wöchentlichen Zuschauerreaktionen als auch dem Quotenverlauf der einzelnen Sendungen ablesbar ist. Erfunden wurde die „Zeitreise“ 1998. Der 49. „Republikgeburtstag“ am 7. Oktober stand bevor, Redakteure mit west- und ostdeutschem biografischen Hintergrund formulierten auf einer halben DIN-A 4-Seite Papier ein noch nicht zu einem weitreichenden Konzept herangereiftes Vorhaben: wie wäre es, zu diesem Anlass Menschen aus Mecklenburg-Vorpommern und ihre Lebenswege vorzustellen, die am Gründungstag der DDR, dem 7. Oktober 1949, geboren wurden? Gesagt, getan und mit dieser Idee war auch die „Zeitreise“ geboren. Fortan behandelte die sonntäglich gesendete „Zeitreise“ Themen des Alltages der DDR-Geschichte im Norden und ergänzte so sinnvoll die journalistische Bearbeitung der jüngsten Vergangenheit im NDR in Mecklenburg-Vorpommern.

Der Norddeutsche Rundfunk war seinerzeit nach dem Beitritt Mecklenburg-Vorpommerns zum NDR-Staatsvertrag die einzige ARD-Anstalt, die in westdeutschen und einem noch jungen ostdeutschen Bundesland sendete.



Bildausschnitt des Fernsehformats „Zeitreise“ **Siv Stippekoehl**



Bildausschnitt des Fernsehformats „Zeitreise“ **Siv Stippekoht**

Aus dieser journalistischen Verantwortung heraus war bereits 1993 das in der Folgezeit mehrfach preisgekrönte Hörfunkprojekt „Erinnerungen für die Zukunft“ ins Leben gerufen worden, für das ost- und westdeutsche Journalisten sich mit der gerade erst vergangenen DDR-Geschichte beschäftigten, ergänzt durch verschiedenste Publikationen. So fanden die NDR-„Zeitreisen“ auch Anwendung im Schulunterricht.

In Kooperation mit der Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes, der Landeszentrale für politische Bildung, der Stiftung Aufarbeitung und Fernsehproduktionsfirmen erschienen zahlreiche DVD-Editionen mit didaktischem Begleitmaterial über die DDR-Realität sowie den Transformationsprozess nach 1990.

Insgesamt hat sich das thematische Spektrum der „Zeitreisen“ im Laufe der Jahre sicherlich erweitert. Standen anfänglich vor allem unmittelbare Unrechtserfahrungen unter dem SED-Regime wie politische Haft, Zwangsausiedlungen sowie Fluchtgeschichten im Vordergrund berichten die „Zeitreisen“ in sechs bis sieben Fernsehminuten mittlerweile auch von der Zeit des Nationalsozialismus oder greifen landeskundliche Themen auf. Dabei bilden sie aktuelle wissenschaftliche Forschungserkenntnisse und erinnerungspolitische Debatten ebenso ab, wie (wiederkehrende) Jahrestage. In jedem Falle sind die „Zeitreisen“ aufwändig gestaltet und bedingen eine sorgfältige teils umfängliche Recherche.

Die Themen werden ausgewählt, recherchiert, Zeitzeugen werden gesucht, Filmarchive durchwühlt, Akten beantragt, Experten befragt, manchmal melden sich Zuschauer, weil sie eine Geschichte zu erzählen haben, manche Recherchen erstreckte sich über Wochen, Monate oder gar Jahre.

Ein Kontinuum bleibt zudem: Die Hauptrolle in jeder NDR-„Zeitreise“ spielen die Zeitzeugen, denn in der fernsehgerechten Umsetzung von zeitgeschichtlichen Themen kommt ihnen eine wesentliche Rolle zu.

Wenn Martin Sabrow in Bezug auf Geschichtsdidaktik von der Rolle der Zeitzeugen als Beglaubigungsinstanz spricht, gilt im Fernsehjournalismus prinzipiell auch in der aktuellen Berichterstattung: jeder verwendete Originalton erfüllt diese Beglaubigungsfunktion.

Ein Fernsehbeitrag erzählt dramaturgisch in Bildern eine Geschichte und diese Erzählung hat analog zur alten Erzählform im Märchen einen Anfang, eine Herausforderung oder einen Höhepunkt, ein Ende und – eine Hauptfigur, im günstigsten Falle ist dies ein Zeitzeuge. Mit ihm und seiner oftmals sehr persönlichen Geschichte kann der Zuschauer sich identifizieren, mit ihm kann er mitfühlen.

Daraus erwächst für die Journalisten eine große Verantwortung und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen muss achtsam mit der Bereitschaft von Zeitzeugen umgegangen werden, ihre Geschichte öffentlich zu erzählen, ein



Bildausschnitt des Fernsehformats „Zeitreise“ **Siv Stippekoehl**

Schritt; dessen Tragweite nicht jeder, der sich zum Interview bereit erklärt, unmittelbar erkennt.

Nicht selten benötigen Zeitzeugen viel Zeit, um sich zu dieser Form auch der persönlichen Öffnung durchzuringen. Manchmal dauert dies Jahre und muss dementsprechend gewürdigt werden. Nicht jedem ist klar, wie nah eine Kamera einem Menschen kommen kann, wie viel Bilder offenbaren, offen legen. Es ist vorgekommen, dass die Redaktion von der Realisierung einer „Zeitreise“ Abstand genommen hat, weil eine Retraumatisierung nicht auszuschließen war.

Denn im Grundsatz gilt: Ein Zeitzeuge darf generell nicht zum gestalterischen Mittel zum Zweck werden. Der Anspruch der Redaktion ist daher: der Fernsehbeitrag muss die Geschichte des Zeitzeugen respektvoll erzählen, ihm gerecht werden, er ist die Hauptfigur. Zu guter Letzt erfordert die persönliche Prägung des im Film Erzählten eine verantwortungsvolle journalistische Einordnung, die nur aus sorgfältiger Recherche erwachsen kann.

Gleichwohl sind wir uns eines weiteren Wirkmechanismus bewusst, der sich im Übrigen auch in zahlreichen Zuschauerreaktionen spiegelt. Da Zeitgeschichte frei nach Erich Loest „noch dampft“, gleichen Zuschauer den Fernsehbeitrag mit eigenen Erinnerungen ab und bewerten die filmische Erzählung entsprechend.



Bildausschnitt des Fernsehformats „Zeitreise“ **Siv Stippekoht**

Sabine Moller von der Humboldt-Universität Berlin beschreibt in ihrem im Dezember 2017 erscheinenden Buch „Zeitgeschichte sehen – die Aneignung von Vergangenheit durch Filme und ihre Zuschauer“ diesen Vorgang folgendermaßen: „Wenn wir Geschichte im Film sehen, blicken wir nicht auf eine abgeschlossene Vergangenheit. Vielmehr sehen, verstehen und fühlen wir Filme und begegnen ihren Deutungsangeboten mit eigenen lebensweltlichen Erfahrungen. Geschichte im Film wird vom Zuschauer gemacht“.

Ob sechs Fernsehminuten das Geschichtsbewusstsein der Zuschauer nachhaltig prägen? Ob die NDR-„Zeitreisen“ im medialen Zeitalter „Lehrmeister der Geschichte“ sind? Das wagen wir als Redaktion nicht zu beurteilen. In jedem Falle bleiben wir dabei: die Zeitzeugen sind, solange es sie noch gibt, die Hauptfiguren unserer „Zeitreisen“ – sie erzählen ihre Geschichten, die von Menschen in der Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns. Das war so und bleibt so, seit der ersten „Zeitreise“ im Nordmagazin des NDR-Fernsehens.

Oral History

Umgang mit Zeitzeugen

Anna von Arnim-Rosenthal

Studium der Politik- und Kulturwissenschaften an den Universitäten in Oldenburg, Bremen und Leipzig. Danach zahlreiche Stationen in Gedenkstätten. Seit 2012 Bildungsreferentin bei der Gedenkstätte Berliner Mauer; seit 2014 Mitarbeiterin im Bereich Schulische Bildung und seit 2016 im Bereich Zeitzeugen und Erinnerungskultur der Bundesstiftung Aufarbeitung.

In 2009 richtete die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur in Kooperation mit den Bundesländern und dem Bundesministerium des Innern erstmals in Deutschland ein Onlineportal ein, das Zeitzeugen vermittelt und notwendige didaktische Ressourcen bereit hält. Heute präsentieren mehr als 350 Zeitzeugen ihre Biografien auf der Website, die von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien unterstützt wird. Die Zeitzeugen decken mit ihren individuellen Erfahrungen ein breites Spektrum an Themen ab und stehen in ihrem Wohnort zwischen Aurich und Augsburg für Gespräche zur Verfügung. Die meisten Zeitzeugen leben heute in Berlin und Sachsen, gefolgt von Nordrhein-Westfalen, Bayern und Baden-Württemberg.

Die Vermittlung der Zeitzeugen ist kostenfrei, eine Aufwandsentschädigung für sie kann bei unserem Kooperationspartner, dem Koordinierenden Zeitzeugenbüro, beantragt werden.

Das Online-Portal präsentiert nicht nur die Biografien, sondern vermittelt Schulen und Bildungseinrichtungen den Kontakt zu den Menschen. Darüber hinaus werden Schülerinnen und Schüler auf ihre Begegnung mit einem Zeitzeugen vorbereitet. Denn im besten Fall ist das Gespräch ein Dialog zwischen den Jugendlichen und dem Zeitzeugen. Die Schüler akzentuieren mit ihren Fragen selbst die Themen. Sie lernen die individuellen Erinnerungen des Zeitzeugen kennen und erfahren die Subjektivität und Retrospektivität von Erinnern.

Der Ausgangspunkt der Vorbereitung kann die Biografie des Zeitzeugen sein. Auf ihrer Grundlage erfahren die Jugendlichen nicht nur Persönliches über ihr Gegenüber, sondern ebenfalls, welche historischen Kontextinformationen wichtig sind und welche Begriffe sie kennen sollten. Das Zeitzeugengespräch ist für sie ein neuer Zugang zur Geschichte, der Sachverhalt aber darf nicht neu sein.

Zur Vorbereitung des Gesprächs finden die Jugendlichen im Portal außerdem zahlreiche Materialien und weiterführende Informationen zu den Zeitzeugen. Einige stellen persönliche Dokumente oder autobiografische Texte zur Verfügung. Darüber hinaus gibt das Portal Hinweise zu Online-Angeboten, zu didaktischen Materialien, Dokumentarfilmen und Büchern, weiteren Zeitzeugenberichten, Videos, O-Tönen und Ego-Dokumenten.

Die Themenschwerpunkte erlauben eine quellenreiche Auseinandersetzung mit historischen Ereignissen und verschiedenen Themen der deutsch-deutschen Geschichte.

Im Bildungsportal recherchieren Studierende und Wissenschaftler, Schülerinnen und Schüler befragen Zeitzeugen für Referate und Besondere Lernleistungen (BELL). Lehrende und Mitarbeiter außerschulischer Bildungseinrichtungen, von Vereinen und Kommunen laden Zeitzeugen als Gesprächspartner, zu Vorträgen und Ausstellungseröffnungen ein. Auch Journalisten aus der ganzen Welt nutzten das Portal in den vergangenen Jahren regelmäßig.



Schüler*innen des Geschwister-Scholl-Gymnasiums Bützow fragen im Zeitzeugengespräch interessiert nach **Laura Wirsching**

Zeitzeugen im Spannungsfeld zwischen Mut, Zivilcourage und Anpassung

Im Zeitzeugenportal berichten Menschen von ihrer missglückten oder erfolgten Flucht aus der DDR, von politischer Haft und Freikauf durch die Bundesregierung; sie schildern die Repressionen nach der Beantragung einer Ausreise; ehemalige DDR-Bürger erinnern sich an ihr Engagement in Friedens- und Umweltkreisen, in oppositionellen Gruppen, bei den Jungen Gemeinden und sie veranschaulichen ihre Aktivitäten während der Friedlichen Revolution und auf dem Weg bzw. im Prozess der deutschen Einheit.

Diese Gruppen weisen zwei Gemeinsamkeiten auf: Sie verdeutlichen erstens, welche Handlungsräume es in einer Diktatur geben kann.

Zweitens kritisierten sie alle das System auf ihre ganz individuelle Weise, haben Anstoß genommen, sich distanziert. In ihren Erzählungen wird ein Bruch sichtbar – durch die Ausreise, die Flucht oder die Opposition.

Gleichzeitig gab es aber bei den meisten Zeitzeugen auch Phasen der Anpassung an die gesellschaftlichen und politischen Gegebenheiten in der SED-Diktatur.

Zu bedenken ist, dass sich die Biografien selbst im Laufe der Zeit gewandelt haben, wie an den Selbstporträts deutlich wird. Neben Mut und Zivilcourage – sensationellen Ereignissen – können die Zeitzeugen daher auch über das Alltägliche einer Diktatur sprechen, zum Beispiel, wenn es um ihre Schulzeit geht. So können die Erinnerungen an unpolitische und angepasste Lebensabschnitte Anhaltspunkte für die „rätselhafte Stabilität“ der SED-Diktatur liefern. Es sind gerade diese Alltagsgeschichten, die nah an der Lebenswelt der Jugendlichen liegen.

Auf diese Weise lässt sich erfahren, wie die Menschen ihr Leben in der DDR gestaltet haben, welche „Nischen“ und „Freiräume“ sie sich einrichten konnten, welche Kompromisse sie eingingen, welche Risiken sie trugen, welche Nachteile sie bereit waren, in Kauf zu nehmen und welche Freiheiten ihnen versagt blieben.

Der Blick auf den Anpassungszwang im Alltag führt in der Regel dazu, dass die Diktatur einerseits als etwas besonders Bedrohliches beschrieben wird. Andererseits wird offensichtlich, wie der politisch-ideologische Anspruch der SED ins Private hinein wirkte. Bei der Beschreibung von Fahnenappell, FDJ-Aktivitäten und Freiraumsuche wird den Jugendlichen deutlich, wie Gesetze und politische Entscheidungen das Leben von Einzelnen beeinflussen.

Die zahlreichen Themen des Alltäglichen in der DDR sind für die Jugendlichen anschlussfähig an ihre eigenen Erfahrungen und Erlebnisse: Der Wunsch nach Selbstbestimmung, die Orientierungsfindung zwischen Abitur und Studium, Ausbildung und Berufstätigkeit, Jugendkulturen, Musik etc.

– die Themen der Zeitzeugen vor vielen Jahren sind für die Jugendlichen heute aktuell. Anhand der Erzählung können sie die Merkmale politischer Systeme ableiten und werden für die Unterschiede zwischen Diktatur und Demokratie sensibilisiert.

Lebensgeschichten bringen Multiperspektivität ins Klassenzimmer

All dies impliziert: Zeitzeugengespräche sind ganz im Sinne des Beutelsbacher Konsenses der historisch-politischen Bildungsarbeit in der Lage, Kontroversität, Multiperspektivität und Schülerorientierung zu fördern. Unerlässlich ist neben einer guten Vorbereitung und der Gesprächsführung auch eine Auseinandersetzung mit der Erzählung im Anschluss an das Gespräch.¹ Darin einfließen sollte das Wissen der Jugendlichen über die deutsche Teilungsgeschichte vom Abendbrottisch, aus Spielfilmen und Dokumentationen und dem Internet. Die verschiedenen Perspektiven auf das Leben in der DDR aus den unterschiedlichen Quellen verdeutlichen den Jugendlichen, dass ein Zeitzeuge nicht berichten kann, „wie es wirklich war“. Er ist Experte für das persönlich Erlebte, aber er ist nur selten Historiker. Es geht um eine subjektive Erfahrung von Geschichte und nicht um die Vergangenheit „an sich“. Schülerinnen und Schülern, denen dieser Unterschied bewusst ist, können Erinnerungen als narrative Darstellungen hinterfragen und zu einem eigenen Bild gelangen.

Fazit

Zeitzeugengespräche im Unterricht bieten eine große Chance für das historische Lernen. Jugendliche empfinden Begegnungen mit Zeitzeugen als besonders eindrückliches Erlebnis, Geschichte erscheint plötzlich interessant, weniger abstrakt und weniger weit weg. Dabei sind die Zeitzeugenberichte Quellen, die eine gründliche Auseinandersetzung notwendig machen. Sie liefern Schilderungen, die ohne Vorbereitung und Nachgespräch unverständlich bleiben oder missverstanden werden können.

Anmerkungen

1 Der Lehrer-Leitfaden „Gelebte Geschichte. DDR-Zeitzeugen in Schulen“ der Bundesstiftung Aufarbeitung bietet praktische Anregungen für die Durchführung und Moderation von Zeitzeugengesprächen und liefert darüber hinaus Hinweise und Fragestellungen für eine umfassende Vor- und Nachbereitung. Er kann kostenfrei unter www.zeitzeugenbuero.de heruntergeladen und bestellt werden.



Zeitzeugengespräch **Guido Poltersdorf**

Ge- schichte regional verankert

**das „Biografienprojekt politisch Verfolgter
in Mecklenburg 1945 bis 1989“**

Rahel Frank

Rahel Frank wurde 1972 in Rostock geboren und hat in Hamburg Geschichte, Germanistik und Ostslawistik studiert. Sie hat 1998 zum Verhältnis zwischen Staat und Kirche in der DDR promoviert und seitdem zu verschiedenen Themen der DDR-Zeitgeschichte gearbeitet. Derzeit ist Rahel Frank als freie Historikerin mit dem Biografienprojekt der Nordkirche befasst.

Das Biografienprojekt, das ich gleich vorstellen möchte, muss noch einen Augenblick warten. Zuerst möchte ich Sie nach Washington in den USA mitnehmen. Dort wurde 2016 eine inzwischen weltberühmte Ausstellung zur Geschichte der Afroamerikaner in den USA eröffnet, übrigens von Präsident Barack Obama.¹ Das moderne Gebäude verteilt die Exponate auf sechs Etagen, die meisten davon untertage. Auf der untersten Ebene soll der Besucher das Gefühl der Geschlossenheit wie im Bauch eines Schiffes nachempfinden, denn auf den Sklavenschiffen liegen die Anfänge der afro-amerikanischen Gesellschaft.

Im September dieses Jahres feierte das Museum also einjähriges Bestehen, für die Kuratoren ein Anlass, den Besucherstrom einmal näher zu betrachten. Dabei heraus kam Erstaunliches. Das Museum ist für einen Aufenthalt von 90 Minuten konzipiert, tatsächlich aber bleiben die Menschen durchschnittlich sechseinhalb Stunden. Die Frage ist also: Was zieht die Besucher an und was hält sie in der Ausstellung?

Es ist zum einen die Begegnung mit sich selbst und mit Menschen der gleichen Herkunft. Denn die Identifikation mit den Mitbesuchern ist hier erklärtes Ziel der Konzeption. Es geht nicht nur um die Ausstellungsobjekte, sondern um die Verortung des Einzelnen darin.

Es geht den Ausstellungsmachern zweitens um eine Wiedergutmachung an einer Minderheitengruppe, die hier zum ersten Mal in einem musealen Kontext in den Mittelpunkt gerückt und gewürdigt wird. Vor allem aber macht das Museum ein Angebot, anhand von Exponaten, Texten, Installationen ein Gespräch über Geschichte und Identität innerhalb einer klar begrenzten Gruppe zu beginnen. Und damit leite ich über zum Biografienprojekt, zurück nach Mecklenburg:

Auch dem Biografienprojekt geht es um die Würdigung des Einzelnen, um dessen regionale Verortung, um eine Identifikation der Betroffenen mit anderen Betroffenen und darum, eine Diskussion auf regionaler Ebene anzuregen. Gemeint ist eine Diskussion darüber, wie der Lebensweg eines Menschen durch politische Vorgaben und bürokratische Umsetzungsgewalt beeinflusst und oftmals unumkehrbar geschädigt wurde. Es geht darum, Menschen wieder in ihrer Stärke und Zerbrechlichkeit, ihrer Unangepasstheit und ihrem Ausgeliefertsein, als Kind, Jugendlicher und auch als Erwachsener darzustellen. Mit anderen Worten: Der Mensch steht im

Mittelpunkt, nicht die erzählte Geschichte.

Die Mecklenburgerinnen und Mecklenburger, die wir für das Biografienprojekt gewinnen konnten, wie auch die Projektverantwortlichen steuern bei diesem Projekt etwas bei, nämlich auf der einen Seite die Bereitschaft, Erlebtes zu erzählen, sich aus der Anonymität der Masse herauszulösen, sich selber einzuordnen und einen Schritt nach vorne zu machen und zu sagen: „Ich bin Frau Langenfeld aus Rostock. 1977 ist mir das und das passiert.“ Und auf der anderen Seite sind die Historiker, Theologen, mit DDR-Geschichte beruflich Tätigen in der Begleitgruppe, die mit ihrem Fachwissen Lücken in den Geschichten ausfüllen und die historische Einordnung von Einzelschicksalen und Ereignissen vornehmen. Die Texte sollen bewusst kurz gehalten sein: maximal 2 Seiten lang, besser noch kürzer. Sie sollen zum Gespräch einladen, sozusagen ein Appetitanreger sein, über die Menschen in unserem Land und die jeweils eigene Biografie nachzudenken. Das ist die Idee eines gedeckten Tisches.

Das Biografienprojekt hat 2015 begonnen und wird im Juni 2018 abgeschlossen sein. Es wird gemeinschaftlich finanziert von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) und der Gesellschaft für Regional- und Zeitgeschichte e.V. unter fachlicher Begleitung der Landesbeauftragten für die Stasiunterlagen in Schwerin, Anne Drescher.

Die Nordkirche ist 2012 aus drei Vorgängerkirchen entstanden, nämlich der Nordelbischen Kirche, der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Mecklenburg und der Pommerschen Evangelischen Kirche. Das Biografienprojekt sammelt 200 Lebensberichte aus der damaligen mecklenburgischen Landeskirche, dem heutigen Kirchenkreis Mecklenburg. Diese Berichte werden regional nach den Propsteien (Wismar, Rostock, Neustrelitz und Parchim) sortiert. Am Ende sollen vier kleine Büchlein mit je 50 Biografien sowie eine Gesamtdarstellung aller 200 Biografien in Buchform vorliegen. Angedacht ist auch eine Veröffentlichung in Ringbuchform, die dann ausgelegt in den Predigtkirchen des Kirchenkreises Mecklenburg vorliegen soll.

Der Ausgangspunkt sind also die Kirchgemeinden zwischen Dassow und Malchow, Rostock und Boizenburg. Untersuchungen der Universität Greifswald unter Leitung von Professor Harald Freyberger² haben ergeben, dass 22-24 Prozent der DDR-Bevölkerung traumatisierende Erfahrungen

gemacht haben, die individuell sehr unterschiedliche Auswirkungen auf das Leben des Einzelnen gehabt haben.

Bezogen auf die mecklenburgischen Kirchgemeinden bedeutet dies, dass in jedem Sonntagsgottesdienst mehrere Menschen anwesend sind, die eine Geschichte zu erzählen hätten.

Bei ca. 50 Gottesdienstbesuchern reden wir über 12-13 Betroffenen. Das Biografienprojekt möchte diese Menschen dafür gewinnen, ihre Geschichte zu erzählen. Damit verbunden sind verschiedene Ziele: Den Betroffenen selber wieder Raum und Ort zu geben, ihre Geschichte zu erzählen, ihnen damit auch gegebenenfalls ein Stück Würde zurückzugeben. Aber auch, das Leben in der DDR abseits von großen Widerstands- und Heldengeschichten zu reflektieren. Drittens geht es auch darum, einer nachfolgenden Generation Wissen zum Thema zu vermitteln, ganz besonders am Beispiel ihrer eigenen unmittelbaren Umgebung.

Es geht nicht um einen anonymisierten „Herrn B. aus L.“, der 1961 wegen Nichtwählens von der Universität in Halle exmatrikuliert wurde, sondern um einen - hier fiktiven - Herrn Bertram aus Ledrichshagen, der dort seit 25 Jahren einen KfZ-Betrieb führt, weil er die Universität verlassen und einen anderen Beruf ergreifen musste. Unser fiktiver Herr Bertram war zwar beruflich erfolgreich, hat aber doch immer wieder in seinem Leben zur Kenntnis nehmen müssen, dass er der einzige unter seinen Geschwistern war, der nicht studiert hatte. Und dabei spielt es keine Rolle, ob Herr Bertram Mitglied der Kirche war oder ist. Ein großer Teil der Befragten betrachtet sich sogar als kirchenfern. Die Menschen, die wir vorstellen, sind mitunter ausgetreten, manche nie in die Kirche eingetreten, manche haben nur einen sehr losen Kontakt zur Kirchgemeinde, manche sind auch seit vielen Jahren kirchlich sehr engagiert. Sie alle aber leben im Gebiet zwischen Dassow und Waren, und deshalb sind sie für uns wichtig.

Die Bandbreite der erzählten Biografien ist groß und reicht von den ca. 200.000 ab Kriegsende bis 1946 Deportierten, über die ca. 125.000 Internierten, die ca. 50.000 durch Sowjetische Militärtribunale Verurteilten und die circa 450 im Zuge der „Aktion Rose“ enteigneten und verurteilten DDR-Bürger bis zu den etc. 15.000 Dopingopfern und den 135.000 Heimkindern der DDR.³ Genaue Angaben zu den verfolgten Schülern und den von Zersetzungsmaßnahmen des MfS Betroffenen liegen nicht vor, aber diese

beiden großen Gruppen spiegeln sich auch im Biografienprojekt entsprechend wider.

Wie lässt sich dieses Projekt nun in die Erinnerungskultur einordnen?

Von Datenbanken mit Zeitzeugen war auf der Tagung wiederholt die Rede, vom Wert der Zeitzeugen und ihrer Unersetzbarkeit für historisches Lernen, auch von der Frage, ob Schüler tatsächlich besser verstehen und lernen, wenn sie einem Zeitzeugen oder einer Zeugin gegenüber sitzen.

Aber hier geht es nicht nur um Zeitzeugen, denn Zeitzeugen sind durch Zufall oder aufgrund ihrer sozialen Stellung, ihres Berufes oder ihrer politischen Einstellung Zeugen besonderer Ereignisse in der Geschichte geworden. Sie können über Zwangsumsiedlung, politische Inhaftierung, die Stationierung von NVA-Truppenteilen und Sowjettruppen im Erzgebirge 1968 berichten, weil sie es gesehen haben: Im Vordergrund von Zeitzeugenberichten steht das Geschehen und der authentische Bericht darüber.

Alle Männer und Frauen, die wir für dieses Projekt gewinnen konnten, sind auch Zeitzeugen. Aber das ist hier nicht so wichtig. Wichtiger ist, dass sie, und so nennen wir sie im Biografienprojekt, Betroffene sind. Schon dieses Wort rückt den Fokus weg von der Geschichte hin zum Mensch.

Mit dem Begriff des oder der Betroffenen lehnen wir uns zugleich an das Stasiunterlagengesetz an, das zwischen Mitarbeitern des MfS, Betroffenen, Dritten und Begünstigten unterscheidet.

Was ist das Ziel?

1. Seelsorge zu betreiben: Manche Betroffene erleben diese Gespräch als Befreiung und Entlastung.
2. Eine Materialsammlung für Historisches Lernen innerhalb und außerhalb der Kirche zusammenstellen. Wenn Konfirmanden wie auch Schüler der regionalen Schulen mit dem Material arbeiten können, haben sie einen unmittelbaren Zugang zur Geschichte und Gegenwart ihrer Familien.
3. Die regionale Verankerung der Biografien dazu nutzen, einen Gesprächsprozess innerhalb der Kirche und darüber hinaus zu initiieren.

In einem größeren Zusammenhang gedacht geht es um einen Beitrag zur

gesellschaftlichen Transformation.

Die Bedeutung narrativer Prozesse in gesellschaftlichen Transformationsprozessen hat in den vergangenen Jahren insbesondere Anja Mihr herausgearbeitet. Mihr lehrt an der Viadrina in Frankfurt Oder und befasst sich mit der gesellschaftlichen Verarbeitung von Menschenrechtsverletzungen, vor allem in Übergangsgesellschaften. Sie spricht von narrativen Erzählsträngen, die in ehemaligen diktatorischen Systemen klar herausgearbeitet werden und nebeneinander bestehen können müssen, damit eine demokratische stabile Gesellschaft daraus entstehen kann. Oder anders gesagt: Erst, wenn es einer Gesellschaft gelingt, narrative Stränge aus den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen einer Gesellschaft zu einem Strang zu verbinden, hat dauerhafte und stabile Transformation eine Chance.⁴

Was kann die lutherische Gemeinde tun, um diesen Prozess anzustoßen?

Gemeinden sind der soziale Raum, in dem sich viele Menschen vor 1989 bewegt haben und die auch für Menschen außerhalb der Gemeinde einen Schutzraum boten. Hier gibt es hoffentlich nach wie vor ein sicheres Umfeld, in dem vertrauensvoll mit sensiblen Themen umgegangen werden kann.

Gemeinden haben den gesellschaftlichen Diskussionsprozess 1989 wesentlich getragen, und sie können auch wieder zu einem Träger einer gesellschaftlichen Debatte werden, nämlich darüber, wie wir das Leben in der DDR gestaltet haben. Das Projekt richtet sich also ausdrücklich an eine übergemeindliche Öffentlichkeit.

Gemeinden sind dieser Rolle bisher im Wesentlichen ausgewichen, da die Erinnerungswelten unterschiedlich sind, der Umgang mit Betroffenen und Mitarbeitern des MfS, mit Nutznießern des Systems und solchen, die „draufgezahlt haben“, schwierig ist. Aber hier liegt eine seelsorgerliche Aufgabe.

Es geht um ein „Familienalbum“, nicht um ein „Lexikon“. Es geht um das Lernen von uns mit uns selbst, nicht um das akademische Auffrischen weithin bekannter Daten und Fakten.

Ich möchte zum Ende kommen und das fällige Schlusswort nicht selber

sprechen, sondern Ihnen einige Reaktionen der Betroffenen mit auf den Weg geben. Interessiert haben mich die Gründe, warum die Bereitschaft, an diesem Biografienprojekt teilzunehmen, überraschend groß ist. Drei Gründe werden besonders häufig genannt:

Frau G. aus K.: „Ich habe das, was mir passiert ist, schon in der Familie ganz oft erzählt, aber nie so ausführlich, und man kann auch nicht immer wieder davon anfangen. Und trotzdem ist die Enteignung immer noch tief in mir drin.“

Herr W. aus B.: „Ich habe mich langsam wieder rausgeholt aus dem Loch, aber zurückgegangen (nach LWL) bin ich nie. Aber das bewegt mich unheimlich, wenn ich hier am Telefon mit Ihnen sitzen und in Ruhe die Dinge erzählen kann. Und ich merk` schon, wie es gleichzeitig unheimlich weh tut und trotzdem gut ist.“

Herr T. aus G.: „Eigentlich rufen Sie zu spät an, mein Vater ist letztes Jahr gestorben. So ein Projekt hätte man vor zwanzig Jahren machen müssen. Aber kommen Sie trotzdem, meine Mutti lebt noch, die möchte dabei sein.“

Anmerkungen

1 <http://www.bbc.com/news/world-us-canada-37461048>

2 Harald Freyberger et al: Gesundheitliche Folgen Politischer Haft in der DDR, hg. von der Konferenz der Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen der ehemaligen DDR, Dresden 2003. URL. http://www.landesbeauftragter.de/fileadmin/user/upload/downloadpublikationen/LStU-MV_BR_Haftfolgeschaeden.pdf

3 Angaben laut Statistiken der LStU-MV.

4 Vgl. Anja Mühr: Kollektive Traumata und Einstellungen gegenüber Unrechtserfahrungen, ein Internationaler Vergleich, in: Bis ins Vierte Glied. Transgenerationale Traumaweitergabe. Publikation zur Fachtagung der Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen in Mecklenburg-Vorpommern und Berlin, hg. von Anne Drescher, Anne/ Rüchel, Uta/Schöne, Jens, Schwerin 2014, S. 88-101.

Das Pro- jekt Zeit- zeugen- filme

von **Christiane Baumann** und
Gerrit Ebner

Christiane Baumann

Christiane Baumann (Jg. 1963) studierte an der Humboldt-Universität zu Berlin Germanistik und ist seit 25 Jahren als freie Journalistin und Autorin tätig.

Gerrit Ebner

Gerrit Ebner (Jg. 1968) studierte Germanistik und Philosophie in Berlin, wo er als Dokumentarfilmer auch heute arbeitet.

Beim Bützower Häftlingstreffen 2017 ist die Vorführung des Zeitzeugen-Interviews mit Prof. Gerhard Meinl (Jg. 1926) zu einem Gedenken geworden. Gerhard Meinl, den Gerrit Ebnetter und Christiane Baumann im Jahr 2012 vor der Kamera über sein Leben befragt hatten, war wenige Tage zuvor verstorben. Der Botaniker Meinl aus Bad Doberan, der in der landwirtschaftlichen Forschung tätig war, wurde 1954 aus politischen Gründen zu einer sechsjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Von 1954 bis 1958 war er in Bützow inhaftiert. Der Film von Christiane Baumann und Gerrit Ebnetter ist einer von über 20 Zeitzeugeninterviews, die beide seit 2010 geführt haben.



Prof. Gerhard Meinl im Interview 2012 **Gerrit Ebnetter**

„Viele unserer Interviewpartner sind in der DDR von staatlicher Repression oder Gewalt betroffen gewesen. Darunter sind viele ehemalige politische Häftlinge aus Workuta, Bautzen oder auch Hoheneck, Altbischof Heinrich Rathke aus Schwerin, der Dichter Reiner Kunze oder Mitglieder der Band Media Nox aus Greiz in Thüringen. Viele der Interviewten sind schon als Schüler oder junge Erwachsene – vor allem in den 1950er Jahren – politisiert worden und in die Mühlen der Sowjetischen Militäradministration oder der Stasi geraten und dann aus meist nichtigen Gründen zu drakonischen, langjährigen Haftstrafen verurteilt worden. Einige engagierten sich oppositionell, andere wurden schlichtweg Opfer staatlicher Willkür. Die Erlebnisse während der Haft oder generell die leibhaftige Konfrontation mit dem Polizeiapparat der DDR bilden ein wichtiges Thema in den Interviews. Uns interessiert aber immer die gesamte Biografie eines Zeitzeugen, die entscheidend durch Haft oder ein ähnliches Erlebnis geprägt worden ist.



Siegfried Jahnke 2010 in Bützow. Im Hintergrund das Zuchthaus
Gerrit Ebner

Ganz wesentlicher Bestandteil unseres lebensgeschichtlich angelegten Interviewkonzeptes ist in jedem Fall die einzelne Vorgeschichte. Wie wuchs jemand auf? Was hat sein oder ihr Denken und Handeln geprägt? Bei sehr vielen unserer Interviewpartner spielen eigene Kriegs- beziehungsweise Nachkriegserlebnisse als Kinder oder junge Erwachsene eine wichtige Rolle. Sie bilden meist Ausgangspunkt oder Anstoß für die eigene Politisierung und ein selbstständig kritisches Denken, das in der SBZ und später der jungen DDR zu Konfrontation mit dem Regime führte.



Interview mit Dr. Gerhard Popp, 2016 **Gerrit Ebner**

Ein wichtiges Ziel unseres Projektes war es von Anfang an, die Lebensgeschichten dieser Zeitzeugen einfach festzuhalten, sie zu bewahren und dann – in einem zweiten Schritt – ein Archiv aufzubauen, das diese ganz verschiedenen Biografien versammelt und zueinander in Beziehung setzt, um von politischer Widerständigkeit in der DDR zu erzählen. Ein großer Teil der Filme ist durch die Landesbeauftragte für die Stasiunterlagen von Mecklenburg- Vorpommern gefördert worden.

Jedes einzelne Video-Interview soll auch einen ganz unmittelbaren praktischen Nutzen als Anschauungsmaterial für die politische Bildung beispielsweise in Schulen haben. Zu diesem Zweck werden jeweils zwei Fassungen erstellt: Einmal das vollständige Interview und eine etwa 20 Minuten lange Vorführfassung. Diese Kurzfassung ist konzentriert um die entscheidenden Stationen der Biografie und versucht diese flüssig ablaufend und nach Möglichkeit bruchlos zu präsentieren. Auf die Interviewfragen wird in einer solchen Schnitfassung vollständig verzichtet, so dass der Lebenslauf eine Erzählung des Zeitzeugen ohne Unterbrechungen ist.

Vor jedem Interview findet eine ausführliche Recherche und ein Vorgespräch statt. Gedreht wird nach Möglichkeit bei den Interviewpartnern zu Hause, um sie in ihrer eigenen Umgebung zu befragen und zu zeigen. Uns interessiert das individuelle Erleben eines Zeitzeugen und nicht das typische Erlebnis, deshalb verzichten wir ganz bewusst darauf, die Interviews durch ein neutrales Setting optisch zu vereinheitlichen.“



Im Interview mit Altbischof Heinrich Rathke, 2015 **Gerrit Ebnetter**



In der 15. Ausgabe des Forums haben wir uns auf die „Meta-Ebene“ der Geschichtsforschung begeben. Dabei stand die Bedeutung von Zeitzeugen im Mittelpunkt. Hier galt es die Bezüge zwischen Geschichtsschreibung und persönlichen Erinnerungen zu klären. Die Publikation verbindet Reflektionen über Zeitzugenschaft mit anschaulichen Beispielen, wie mit Erinnerungen - in verschiedenen Medien - umgegangen werden kann. Nachzulesen ist auch ein umfassender Beitrag zur Denkmalkultur in Deutschland, anhand des geplanten Freiheits- und Einheitsdenkmals in Berlin.

